Nr. 61 Januar 2008 | 6. Jahrgang

ensuite

kulturmagazin

Ausgabe Bern

KulturStadtBern · prohelvetia · MIGROS kulturprozent · HOTELBERN · FAMILIEN-VONTOBEL-STIFTUNG

musigbistrot JANUAR
Limited edition 1

11 soul dancefloor
Northernsoul allnighter
One of the finest Northern and Modern Soul Music Night - *wooden dancefloor* DJ's UK, FR, CH
Beginn: 21:00 Eintritt myspace.com/lonelyheartssoul

12 acustic folk
The Brendan Adams Trio
South Africa, Austria, CH
Beginn 21:00 Eintritt 10.-CHF

17 jazzre:freshed
Gabriela's Jazzmappe
Amsterdam, CH
Beginn 21:00 Eintritt 10.-CHF

18 jazz
Sandy Patton **friends 4 friends**
Beginn 21:00 Eintritt 10.-CHF

24 + 26 brasil
SPECIAL NIGHT - **Brasil love'affair**
Chico César
In Europa für die Film Premiere von „Paraíba meu amor"
Beginn: 21:00 Eintritt 40. -CHF Vorverkaufsstellen Starticket

VOSCHAU 2008
15.02 **Brandy Butler & band** (usa/ch) blues nujazz
16.02 **Tonight & Only** DUO popindie
20.03 **Kaffeehaus-orchestra** jazz
29.03 **Karsumpu** swisspop
24.04 **„The Bowmans"** (brooklyn) folk
08.05 **Lobith** (amsterdam/ch) pop
23.05 **Twobadours** acoustic

Literatur zum Anfassen
TINTENSAUFEN
14.01.2008
21.01.2008
28.01.2008
Beginn 21:00
Eintritt 10.- CHF

www.musigbistrot.ch contact@musigbistrot.ch
Mühlemattstrasse 48 - 3007 Bern tel +41 31 3721032 - vis a vis Monbijou Park

SCHMUCK GALERIE

Schmuckgalerie, Junkerngasse 32, 3011 Bern
Öffnungszeiten: FR 14 – 18 h, SA 12 – 17 h und nach Vereinbarung:
Telefon +41 78 649 24 72, Matthias Eichenberger
www.amulett.ch, info@amulett.ch

Sophie Hanagarth
Série-B

19.01. – 29.03.2008

Vernissage: Samstag 19.01.2008 / 14 – 19 h
Galerienwochenende: Sonntag 20.01.2008 12 – 16 h

Weiterbildung, die bewegt!

Wo Kultur Kultur bleibt –
und Management der Sache dient:

Masterprogramm Kulturmanagement

Informationsveranstaltung

Studiengang 2008-2010: Beginn Oktober 2008

Donnerstag, 24. Januar 2008, 18.30 bis 20 Uhr

Die Studienleitung informiert über das berufsbegleitende Weiterbildungsangebot:
Ziele, Studieninhalte, Dozierende, Methoden, Zulassung, Arbeitsaufwand, Zertifizierung usw.
Anmeldung nicht erforderlich.

www.kulturmanagement.org

SKM Studienzentrum Kulturmanagement Universität Basel

UNI BASEL

Rheinsprung 9
CH-4051 Basel
Tel. ++41 61 267 34 74

Bild Titelseite und links:
Züri West mit Frontmann Kuno Lauener,
ab 12. Januar mit neuer CD im Gepäck *(Seite 12)*

ensuite im Januar

■ Kultur ist nicht nur Kultur, nur um der Kultur willen. Viele Veranstalter laden zu ihren Veranstaltungen ein, ohne einen Grund zu nennen. Doch, warum soll ich in dieses Theater? Warum soll gerade dieses Konzert mir eine Sternstunde sein? Was verspricht mir die Choreographin in ihrer Tanzaufführung?

Per Telefon erklärte mir ein Pressesprecher einer grösseren Institution, dass es für einen normalsterblichen Besucher pro Jahr ca. zwei kulturelle Highlights gäbe und sonst Kultur im Allgemeinen eher unterhaltenden Wert hätte. Ich solle das nicht so eng sehen. Vielleicht gehöre ich zu den wenigen Idealisten, die Kultur noch als wichtiges gesellschaftliches Gut erkennen will. Natürlich muss nicht alles künstlerisch superhochstehend sein. Aber mindestens die Intensität sollte doch stimmen. Und da ich selber der Kleinkunstszene entsprungen bin, finde ich eine solche Definition sehr entwürdigend. Zudem finde ich es nicht korrekt, für mehr Kulturgeld zu jammern und sich von einer Kommerzkultur trennen zu wollen – aber sich eigentlich genau in dieser bunt-trällernden Unterhaltungsindustrie zu bewegen. Der Kulturmarkt ist hauptsächlich ein Unterhaltungsmarkt – die 17 Milliarden Umsatz pro Jahr in der Schweiz werden nicht mit der Kleinkunst gemacht oder mit dem Galeristen nebenan. Aber die Zahlen machen verständlich, dass der Begriff «Kultur» vor allem aus einem grossen Missverständnis besteht. Im Jahre 2007 fehlte es in einer Entertainment-Gesellschaft nicht an Unterhaltung. Das kulturelle Überangebot sollte uns schon lange ein Warnfinger sein, und man erinnere sich an das goldene Kalb...

Ein neues Jahr, neue Vorsätze und neue Erkenntnisse. Und ich hoffe, dass dieses belanglose und trashige Unterhaltungsgeplänkel auf den Bühnen und die dumpfbackene Bratwurstkultur etwas reduzierter ins Rampenlicht gerückt werden. Ich kann es nicht mehr mit ansehen. Schliesslich will ich als Mensch das Denken lernen, und nicht dieses vergessen.

Lukas Vogelsang
Chefredaktor

Impressum

Herausgeber: Verein WE ARE, Bern **Redaktion:** Lukas Vogelsang (vl); Stephan Fuchs (sf); Anna Vershinova (av) // Claudia Badertscher (cb), Rico Bandle, Peter J. Betts (pjb), Jean-Luc Froidevaux (jlf), Sabine Gysi, Isabelle Haklar, Stefanie Herzberg, Till Hillbrecht (th), Sonja Hugentobler-Zurflüh (sh), Michael Imoberdorf (mi), Sonja Koller (sk), Maya Leutwiler (ml), Andy Limacher (al), Irina Mahlstein, Kaspar Manz, Belinda Meier (bm), Miky Merz, Monique Meyer (mm), Magdalena Nadolska (man), Rebecca Panian, Eva Pfirter (ep), Nicolas Richard (nr), Caroline Ritz (cr), Tatjana Rüegsegger, Monika Schäfer (ms), Anne-Sophie Scholl (ass), Karl Schüpbach (ks), Christoph Simon, Kristina Soldati (kso), Ana-Laura Spehar, Sarah Stähli (ss), Tabea Steiner (ts), Antonio Suárez Varela, Simone Wahli (sw), Sonja Wenger (sjw) **Cartoon:** Bruno Fauser, Bern; Telefon 031 312 64 76 **Kulturagenda: kulturagenda.ch;** ensuite - kulturmagazin, Bewegungsmelder AG, allevents, Biel; Abteilung für Kulturelles Biel, Abteilung für Kulturelles Thun, interwerk gmbh. **Korrektorat:** Monique Meyer

Abonnemente: 58 Franken für ein Jahr / 11 Ausgaben. **Abodienst:** 031 318 60 50

ensuite – kulturmagazin erscheint monatlich. **Auflage:** 10'000

Anzeigenverkauf: inserate@ensuite.ch **Layout:** interwerk gmbh: Lukas Vogelsang **Produktion & Druckvorstufe:** interwerk gmbh, Bern **Druck:** Fischer AG für Data und Print **Vertrieb:** Abonnemente, Gratisauflage an 350 Orten im Kanton Bern; passive attack, Telefon 031 398 38 66 **Web:** interwerk gmbh

Hinweise für redaktionelle Themen (nicht Agendaeinträge!) erwünscht bis zum **11. des Vormonates.** Über die Publikation entscheidet die Redaktion. Bildmaterial digital oder im Original senden.

Agendahinweise bis spätestens am 18. des Vormonates über unsere Webseiten eingeben. **Redaktionsschluss der Ausgabe ist jeweils am 18. des Vormonates.**
(siehe auch www.ensuite.ch - Menü: Event erfassen)

Die Redaktion **ensuite - kulturmagazin** ist politisch, wirtschaftlich und ethisch unabhängig und selbständig. Die Texte repräsentieren die Meinungen der Autoren/innen, nicht jene der Redaktion.

Copyrights für alle Informationen und Bilder liegen beim Verein WE ARE in Bern und der edition ■ ensuite.

Redaktionsadresse:

ensuite – kulturmagazin
Sandrainstrasse 3
3007 Bern
Telefon 031 318 6050
mail: **redaktion@ensuite.ch**

INHALT

KULTUR & GESELLSCHAFT
für eine saubere kulturpolitik **4** | eigentlich ist es, als ob **38**

HINTERGRUND
kultur-serie teil III: merce cunningham aus der linie grahams **8**

LITERATUR
don delillo, daniel schreiber, birgit vanderbeke **40**

BÜHNE
junge wilde gegen kapitalismus **6** | ausblick tanz **11** | theaterpanorama in 156 minuten **35** | wettbewerb der slamkulturen im schiffbau **36**

KINO / FILM
carlos leal: «die rolle eines sexbesessenen gefiel mir bisher am besten.» **23** | elizabeth - the golden age **27** | p.s. i love you **27** | 3:10 to yuma **28** | the kite runner **29** | eastern promises **30** | enchanted **31** | das andere kino **32**

MUSIK
züri west mit «haubi songs» on tour... **12** | phil carmen: «wir waren damals pfadfinder in den achtzigern» **14** | «ich stelle mir vor: das ist mein allerletztes set.» **19** | ecm listening post **22** | frühes leid, späte kratzer. dafür jetzt. **22**

LIFESTYLE
mobile welt in grenzen **37** | insomnia **37** | stadt und land: der alpenreport - wie menschen heute ihr leben morgen gestalten **41**

DIVERSES
tratschundlaber **31** | ein buch verlorener gesichter **34** | vergessenes gut **34** | stadtfahrer **35** | von menschen und medien / fauser cartoon **39**

KULTUR-PUBLIREPORTAGE
mit retrospeck fängt rittmeyer mäuse **47** | slam and more **53**

STADT THUN
die sekretärinnen **70**

KULTURAGENDA
kulturagenda bern **43** | biel **67** | thun **71**

www.ensuite.ch

KULTUR & GESELLSCHAFT

für eine saubere kulturpolitik

Von Lukas Vogelsang – Die Verstrickung von Politik und Kultur. Zeichen einer Problematik.

■ Städtische Kulturkonzepte sind oft, gelinde gesagt, nur «Gesichtswahrungskonzepte». Es ist kein leichtes Unterfangen, die Kultur für eine Stadt mit Subventionsgeldern, Sinn und Struktur zu versehen. Da ist einerseits der Repräsentationsstandort, welcher eine Wertung erhalten möchte, der Tourismus, auch die wirtschaftliche Elite, die sich gerne nobel zeigt, die Kulturschaffenden und die KünstlerInnen, welche ihre Beiträge im Mittelpunkt diskutiert sehen wollen, und am Schluss steht das Publikum – ohne wirklichen Anspruch auf intellektuelle Superkultur. Alles ist Kultur und wichtig. Wer das Wort «sparen» mit Kulturellem zusammenbringt, dem würgt die «Linke» am Hals und der Frevler erhält gleichzeitig von der bürgerlichen Seite den Orden angehängt. Wer sich allzu sehr dem Künstlerischen verschreibt, dem läuft das Publikum in Scharen davon – doch zuviel Bratwurst und Zirkus vergrault die intellektuelle Menge.

Klar, dass der Zustand unserer Kultur kein einfacher ist. Über die Wichtigkeit liegt man sich in den Haaren. Was Kultur ist oder sein könnte, wozu sie dient oder jetzt noch dient – das ist selten Gegenstand der Diskussion. Es stellt sich die Frage, wer diese Denkanstösse, Diskussionen und Dialoge führen will und sollte? Die Stadtbehörden? Die Wirtschaft? Das Publikum? Die KünstlerInnen? Die Medien? Und wenn es tatsächlich zu einer kulturellen Diskussion kommen sollte: Wie soll diese geführt werden?

Die Medien setzen vermehrt auf Unterhaltungswert. Ein Artikel muss gelesen werden, das steht über dem kulturellen Inhalt – die Leserschaft ist Kundin und Kultur hat einen schwindenden Leseranteil. Kultur wird oft dann erst zum Thema, wenn es um Subventionen geht, wenn die Politik wieder mit ihrem Gerangel um die Wählergunst auf Stimmensuche ist, oder aber die Existenz von Institutionen und deren MitarbeiterInnen auf der Kante stehen. Es geht also hauptsächlich um Geld.

Die Behörden müssen diese Diskussionen anregen. Sie bilden die letzte offizielle Instanz und Hoffnung. Sie entscheiden über die Existenz von Kultur, deren Finanzierung und Tod. Keine einfache Angelegenheit, man kann bei einer falschen Entscheidung leicht das Gesicht verlieren. Sicher, es ist kaum sinnvoll, die Subventionen von einem Schauspielhaus oder einem Stadttheater zu verweigern oder elementar in Frage zu stellen. Die Gelder sind nötig und im Anbetracht einer finanziell gutsituierten Schweiz auch bezahlbar. Die Frage stellt sich aber immer wieder, wer diese Gelder bewilligt und inwieweit die Öffentlichkeit mitzureden hat. Beispiel Schauspielhaus Zürich: Einem Stadtpräsidenten in einem Verwaltungsrat etwas abzuschlagen oder sich gar mit ihm zu verkrachen, hat weitgehend Konsequenzen für die Zukunft – davon konnten wir viel lesen. Zum Glück wurde dieser Ausnahmesituation im Dezember ein Ende gesetzt. Der neue Verwaltungsratspräsident Bruno Bonati ist weniger stimmmächtig als ein Stadtpräsident, was die grundlegende Diskussion über künstlerischen Inhalt, Repräsentation und finanzielle Sinnigkeit natürlich nicht entspannt. Immerhin dominieren jetzt nicht mehr die Politiker, sondern die Vertreter der Wirtschaft.

Es ist ganz richtig, dass Subventionsgeber in den Verwaltungsräten Sitze einnehmen. Es ist auch korrekt, wenn diese Subventionsgeber von Stadt, Kanton oder gar Bund diese VertreterInnen selber konstituieren. Man will ja wissen, was aus dem öffentlichen Geld entsteht und hat entsprechend auch die Verantwortung dem Steuerzahler gegenüber. Was in Zürich jetzt bereits öffentlich diskutiert und mit dem Schauspielhaus in einem ersten Schritt vollbracht wurde, hat Vorbildcharakter. Bern ist diesbezüglich noch weit weg. Hier haben die Kulturbehörden - und damit sind fast ausschliesslich die Abteilungsleiter für Kulturelles der Stadt, des Kantons und der privaten, aber mächtigen Burgergemeinde gemeint – die finanziellen Fäden und damit die künstlerische Experimentierfreudigkeit oder kulturelle Kritik an der Gesellschaft in der Hand. Hier sitzen die Subventionsgeber – also die Chefs der Abteilungen – in fast jedem Verwaltungsrat der grösseren Kulturinstitutionen oder sind sogar deren Überväter: Die Hochschule, das Stadttheater, das Symphonie-Orchester, Kunstmuseum... fast alle Stiftungs- oder Verwaltungsräte sind mit den gleichen Personen der öffentlichen Hand besetzt, obwohl die Wahl der einsitzenden Personen frei wäre. Das ist gefährlich und fragwürdig, ob dies im Sinne der öffentlichen Hand funktionieren kann. In der Privatwirtschaft sind solche Doppelspieler nicht gerne gesehen.

Diese Vertreter sprechen Gelder und steuern damit elementar die kulturellen Entwicklungen einer Stadt, wie ein Geheimbund und fördern oder lassen versiegen, was nicht in das Konzept passt, in *ihre* Konzepte - wohlverstanden, sie haben diese ja selber geschrieben. Erklärungen müssen sie in den wenigsten Fällen abgeben, die politischen Lager hüten sich davor.

Ich nenne diese Struktur Kulturfilz – ein anderer Begriff scheint mir nicht angebracht. Als aussenstehende Person ist es kaum möglich, diese Zusammenhänge nachzuvollziehen oder gar in Frage zu stellen – warum auch? Weil es uns betrifft!

Wir bringen also ein Beispiel: Am 6. Mai 2007 schrieben wir dem Stadttheater Bern eine Mail, dass wir von der Redaktion nicht einverstanden sind, dass ensuite seitenweise über das Berner Stadttheater Artikel schreibt, jedoch keine Inserate erhielten. Es war nicht das erste Mal, dass wir uns beim Stadtthea- ter meldeten und mit dem Spargejammer vertröstet wurden. Doch in diesem Mai wehrten wir uns und erklärten offiziell, dass ensuite unter diesen Umständen für zwei Monate kein Geld mehr hätte, die Druckfarbe für die Veranstaltungshinweise vom Stadttheater Bern zu drucken und somit auch weitere Artikel gestoppt sind. Diese Ankündigung war bewusst auf diesen Termin gesetzt, da vor der Sommerpause nur noch ca. zehn Veranstaltungen betroffen waren und wir eine Doppelnummer druckten. Einen absichtlichen «Schaden» hatten wir nie in Absicht.

Zwei Wochen lang war vom Stadttheater Bern nichts zu hören. Keine Antwort, keine Stellungnahme, nichts. Danach erhielt ich als erstes eine E-Mail von einer Amtsstelle mit folgendem Inhalt:

«sehr geehrter herr vogelsang
wie sie wissen, bin ich mitglied des verwaltungsrates des stadttheaters. Wir haben in diesem rahmen ihr mail vom 8.5. an das stadttheater diskutiert. der kanton subventioniert ‹ensuite›. ihre haltung ist aber meiner meinung nach mit dieser subvention nicht kompatibel. sie sind natürlich frei, den redaktionellen teil von ensuite zu gestalten wie sie wollen. hingegen, in dem agendateil sollte so oder so das stadttheater vertreten sein. Umgekehrt ist die werbepolitik des stadttheaters seine sache: aus anderen medien gibt es keinen vergleichbaren druck. wenn wir nicht über klare hinweise verfügen, dass ensuite nach wie vor alle wichtigen kulturveranstaltungen und programme in seinem agendateil aufnimmt, und das unabhängig von allfälligem inserieren in ensuite, werden wir ihrer publikation keine subventionen mehr geben. wir erwarten diesbezüglich eine entschuldigung an das stadttheater über den sehr ungeschickten ton ihres mail von 8.5.07.

freundliche grüsse
François Wasserfallen
Chef de l'office de la culture
Amt für Kultur des Kantons Bern»

Über die Herkunft der Mail musste ich mich schon etwas wundern, denn wir hatten unsere gezielte Provokation an das künstlerische Betriebsbüro gesendet, damit im Stadttheater intern eine Diskussion ausgelöst wird. Ein kleines Detail wurde von Herrn Wasserfallen übersehen: ensuite – kulturmagazin erhält keine Subventionen, sondern «nur» unabhängige Förderungsbeiträge – und diese in kleiner und sehr zurückhaltender Form. Inzwischen sind es in sechs Jahren nicht mehr als insgesamt 70'000 Franken, welche uns die öffentliche Hand gewährt hat – also knapp 12'000 Franken im Jahr. Wenige Stunden später erhielt ich Folgendes:

«Sehr geehrter Herr Vogelsang
Ich wollte Ihnen nur sagen, dass ich gegenüber ensuite keinerlei Ressentiments habe und es mir Leid tut, wenn Sie vom Stadttheater den Eindruck haben, dass wir Ihr Magazin nicht mögen oder es für ein schlechtes Pro-

dukt halten. Wir schätzen durchaus Ihre Bemühungen und die Qualität Ihrer Beiträge. Vor etwa zwei Jahren haben wir im Verwaltungsrat den Entscheid getroffen, unsere Mittel auf die Agenda [«Berner Kulturagenda»] *zu konzentrieren. Heute sind wir ein ganz erheblicher Finanzierungsträger der Agenda. Dieser Entscheid mit der Konzentration der Mittel hatte Konsequenzen: Kein Engagement bei weiteren Magazinen und Kündigung der Mitgliedschaft beim Podium. Beim Podium (Stadttheater ist Gründungsmitglied) stiegen wir dann dank deutlich besseren Konditionen wieder ein. Der Rest des Werbebudgets geht für Programmbücher, Monatshefte, Plakate usw. Auf diesen operativen Bereich nimmt der Verwaltungsrat keinen Einfluss.*

Mit freundlichen Grüssen
Henri Huber
Verwaltungsratspräsident»

Die Aussage deckt sich mit derjenigen des damaligen Marketing-Verantwortlichen vom Theater, welcher klar den Verwaltungsrat für die Missstände verantwortlich machte. Nun, entsprechend geht es unserer Pressekonkurrenz nicht so schlecht: Die stadteigene (oder stadttheatereigene) «Kulturagenda» erhielt und erhält immer noch 50'000 Franken aus dem Theater (entschieden hat dies der Verwaltungsrat): mindestens 25'000 Franken vom Kanton (Herr Wasserfallen sitzt im Verwaltungsrat vom Stadttheater), mindestens 100'000 Franken von der Stadt (der Kultursekretär sitzt im Verwaltungsrat des Stadttheaters, war zu der Zeit Vizepräsident und ist jetzt noch Vorstandsmitglied der erwähnten «Agenda»). Wie viel die Burgergemeinde beisteuert, die ebenfalls im Verwaltungsrat des Stadttheaters sitzt, ist nicht offiziell.

ensuite ist bekannt für einen kritischen Dialog in kulturellen Fragen – das ist in diesen Reihen nicht gerne gesehen. In einer von uns angeforderten Stellungnahme zu diesen Umständen vom Regierungsrat Bernhard Pulver hiess es: «...Die Erziehungsdirektion wird ihre Unterstützung für ‹ensuite› selbstverständlich fortsetzen, wenn ‹ensuite› – wie in der letzten Nummer angekündigt – im Veranstaltungskalender neben allen anderen kulturellen Anlässen auch die Vorstellungen des Stadttheaters wieder aufführt.» Diese Antwort war alles andere als befriedigend. Wir wurden konkreter und fragten Herrn Pulver, ob diese Doppelmandate (direkter Subventionsgeber und Verwaltungsratsmitglied einer subventionierten Institution) nicht ein Problem darstelle. Die Antwort: «...Darin sehe ich in keiner Weise eine ‹Grundlage für eine Vetterliwirtschaft›, wie Sie dies in Ihrem Schreiben andeuten. Vielmehr ist damit die Interessensvertretung des Kantons in den Entscheidgremien garantiert.»

Freiheit der Kultur oder künstlerische Freiheit sind mit diesen Ansichten nicht zu garantieren, geschweige denn fördert dies in der Gesellschaft das kulturelle Zusammenspiel. Bern macht sich mit solchen Beispielen keinen guten Namen. Und dies war ja nur ein kleines Beispiel. Wir hätten genauso gut die Filmförderung beleuchten können...

In diesem Sinne wünsche ich mir in diesem neuen Jahr eine saubere und spannende Kulturdebatte.

Die Monatsverlosung

ensuite – kulturmagazin verlost 3 x

DEN DRUCK VON 1000 VISITENKARTEN

■ Schon Goethe hatte EINE. Vor hundert Jahren gab man SIE dem Butler, der SIE dann dem Hausherrn übergab. Japaner zelebrieren IHRE Übergabe. Bei uns hat fast jeder EINE, aber selten eine eigene. Die Visitenkarte.

Mit dem Online-Portal **www.druckeinfach.ch** hat jeder die Möglichkeit, seine individuelle Visitenkarte herstellen zu lassen. Auch Post- und Ansichtskarten, Flyer, Posters sind einfach, schnell und günstig über den Shop zu ordern. Einen guten Eindruck machen mit **www.druckeinfach.ch. Wir verlosen 3x den Druck von 1000 Visitenkarten!**

Teilnahmebedingungen: Einfach den untenstehenden Talon per Post an die Redaktionsadresse einsenden. Einsendeschluss ist der 18. Dezember 2007. Pro Teilnehmer gilt nur ein Talon. Nicht teilnahmeberechtigt sind VerlagsmitarbeiterInnen, Redaktionsmitglieder von ensuite – kulturmagazin oder der interwerk GmbH und deren Angehörige. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Einsendeschluss ist der 31. Januar 2008

TALON: JOHANN, MEINE KARTE...

Ich nehme an der Verlosung der 3x 1000 Visitenkarten teil:

Herr / Frau _____

Vorname _____

Adresse _____

PLZ / Ort _____

E-Mail _____

Unterschrift _____

BE

Ausschneiden und einsenden an:
ensuite - kulturmagazin | Sandrainstrasse 3 | 3007 Bern

ensuite

BÜHNE

junge wilde gegen kapitalismus

Bild: Magdalena Nadolska

Von Magdalena Nadolska – «Die fetten Jahre sind vorbei» als Bühnenversion im Theater an der Effingerstrasse

■ Als erster deutscher Film seit über zehn Jahren wurde «Die fetten Jahre sind vorbei» 2004 in den Wettbewerb des Filmfestivals in Cannes aufgenommen. Vergangenen Monat beschrieb der «Tages-Anzeiger» den Film als «den durchaus ernst gemeinten Versuch, Löcher in die neoliberale Ordnung zu bohren und im Kino wieder von einer gesellschaftlichen Utopie zu träumen.» Der Regisseur Hans Weingartner machte mit seinem Werk die Kritik am globalen Kapitalismus wieder chic und schickte die «Erziehungsberechtigten» auf eine Mission gegen die Reichen. Nachts brechen die zwei Freunde Jan und Peter in Villen ein, stellen das Mobiliar auf den Kopf und hinterlassen Nachrichten wie «Die fetten Jahre sind vorbei» oder «Sie haben zu viel Geld». Sie agieren gewaltlos, bis auch Jule, Peters Freundin, die Lust am kleinen Verbrechen packt. Zusammen mit Jan bricht sie in eine Villa ein und wird von dem Besitzer namens Hardenberg überrascht. Aus dem harmlosen Streich wird eine handfeste Entführung.

Während Hans Weingartners neuester Film «Free Rainer» in den Kinos zu sehen ist (siehe Interview mit H. Weingartner im ensuite Dezember), wird sein zweiter Film «Die fetten Jahre sind vorbei» auf der Bühne des Theaters an der Effingerstrasse geprobt. Die alberne Kulisse der letzen Komödie wird hinter einem schwarzen Tuch für die Probe versteckt. Das Original-Bühnenbild bekommt das Ensemble erst im Januar und hat nur zehn Tage Zeit, seine Erarbeitung dort reinzupflanzen.

Für die Regie zeichnet Marion Rothhaar verantwortlich. Man merkt, dass die 35-jährige dramaturgisch ambitioniert ist: Aus ihrem roten «Materialkoffer» springen eine «Stern»-Ausgabe mit dem Titel «Die 68er», Bilder von Fischli/Weiss-Installationen, ein Buch über die R.A.F., Bühnen- und Kostümentwürfe ins Auge. Marion Rothhaar hat in Deutschland Germanistik, Literatur- und Sprachwissenschaft sowie Theater- Film- und Fernsehwissenschaft studiert, näherte sich dem Theater also eher von der theoretischen Seite an. Nach verschiedenen Theaterarbeiten in Deutschland, Luxemburg und den Niederlanden wurde sie 2006 als Regieassistentin im Theater an der Effingerstrasse engagiert. Nachdem sie unter anderem bei Norbert Klassen, Markus Keller oder Stefan Meier assistiert hat, ist «Die fetten Jahre sind vorbei» ihre erste eigene Inszenierung in der Schweiz.

Ein schwieriges Unterfangen, diesen Film auf die Bühne zu bringen. Die Handkamera-Wackelszenen von Weingartner werden von den einen geliebt, von den anderen gehasst. In der Theaterfassung wird vorgeschlagen, Videoeinspielungen zu machen, doch Marion Rothhaar hat recht, wenn sie sagt: «An einen guten Film sollte man sich auf diese Weise nicht ran trauen.» Sie wird keine Medien einsetzen und setzt auf Theatermittel. ensuite - kulturmagazin traf die Regisseurin einen Monat vor der Premiere zu einem Gespräch.

Marion Rothhaar, Du musstest den Chef des Theaters drei Stunden davon überzeugen «Die fetten Jahre sind vorbei» aufführen zu dürfen. Was hat Dich dazu bewogen, genau diese Geschichte auf die Bühne zu bringen?

Ich sagte: «Wenn ein Jugendstück, dann das!» Mir war es ein Anliegen, genau das zu inszenieren, weil es gut in die Schweiz passt. Speziell zur Weihnachtszeit sieht man diesen Konsumterror, diese unglücklichen Leute, die durch die Stadt hetzen. Im Stück sagt Jan: «Meinst du die Leute sind glücklich? Schau dir die doch mal an wie sie auf den Rolltreppen fahren. Sie meinen sie sind einen Zentimeter vom Glück entfernt. Aber das sind sie nicht. Das habt ihr gestohlen», und richtet so seinen Vorwurf an die Reichen. Die ungerechte Verteilung der Güter ist ja auch extrem. Geh mal ans Bollwerk. Das sind Leute, die einfach aus der Gesellschaft rausgefallen sind. Auch wenn in der Schweiz die Armut nicht ganz so schlimm ist wie in Deutschland zurzeit, ist das Thema virulent. Die Geschichte hat mit uns zu tun.

Überhaupt gefällt mir Weingartner. Es freut mich, wenn es Leute gibt, die auf Utopien stehen und sich darum kümmern.

Wo siehst Du die Vorteile des Theaters im Gegensatz zum Film?

Am Theater ist der grösste Luxus die Zeit. Man hat fünf Wochen um den Text und eine Figur zu erarbeiten. Im Film machst du eine Szene, «Cut!», dann ist sie so im Kasten. Im Theater dagegen ist man live dabei und alles ist immer wieder anders. Ich hoffe, dass die Schauspieler jede Szene als Experiment sehen. Sie werden das Stück 48 Mal spielen müssen. Ich hoffe, dass es nicht langweilig wird, dass immer wieder etwas Neues passieren kann. Ich versuche nur, einen Zaun darum zu machen, den Rahmen abzustecken.

Im Film sind die Schauplätze Villen, ein VW-Bus, danach eine Hütte in den Bergen. Wird Eure Bühne realistisch mit vielen Umbauten oder eher schlicht und abstrakt?

Am Anfang habe ich gedacht, man müsste verschiedene Lichtzentren haben. Zuerst vorne die kleine Wohngemeinschaft der Jungen, dann einen Grossraum mit Schiebewänden. Dazu hätte man jedoch immer umbauen müssen. Da dieses Möbel-

Umbauen bei denen aber ein symbolischer Akt ist, durfte das zwischen den Szenen nicht passieren. Deswegen haben wir uns auf eine Halbkreis-Drehbühne geeinigt.

Der Raum wird jeweils durch die Hinterwand definiert. In der WG wird es Poster und Graffiti geben, aber sonst ist sie eher abstrakt. Hardenbergs Haus wird eher kühl sein. Designermöbel werden darin zweckentfremdet und gestapelt. In der Berghütte wünsche ich mir, dass da viel zu viele Geweihe hängen. (Lacht) Vielleicht ein «Hyperrealismus»? Heute Abend im Anschluss an die Probe machen wir übrigens einen kleinen gruppendynamischen Ausflug auf eine Hütte in der Nähe von Schwarzenburg. Dort werden wir sehen, was das für Auswirkungen hat und mal Monopoly spielen...

Der Plot zeigt ein dichtes Themengeflecht: Generationenkonflikt, Scheitern von Utopien, ungerechte Geldverteilung, Liebesgeschichte. Wo hast Du den Fokus gesetzt?

Die ungerechte Verteilung der Güter ist mir ein grosses Anliegen. Gleichzeitig möchte ich auch zeigen, dass diese jungen Leute, die fast nichts haben, eventuell besser leben als jemand der sehr viel hat, aber eine innere Leere verspürt. Ich bilde mir ein, das auf der Strasse bei Leuten mit Aktentaschen oder dicken Autos zu sehen. Ich kenne nicht so viele reiche Leute, doch ich wage zu behaupten, dass man lebendiger ist, wenn man nicht viel hat. Man muss erfindungsreicher sein, um sich ein bisschen Glück zu verschaffen.

Man wird erfinderisch, wenn man kein Geld hat. Hier am Effingertheater hast du eine absolute Luxussituation: Du bist an einem Haus mit fester Infrastruktur engagiert. Man könnte sagen, du bist selbst in einem System drin, das du im Stück dekonstruierst.

Ok, ich bin in einer angenehmen Lage. Mir kann nicht besonders viel passieren: Wir haben ungefähr 1700 Abonnenten, die kommen auch, wenn sie das Stückthema vielleicht blöd oder uninteressant finden. Trotzdem machen wir die Inszenierung mit relativ wenig Geld.

In der freien Szene würde ich mich vielleicht etwas weiter aus dem Fenster hinauslehnen können. Ich finde den Rahmen des Effingertheaters aber gerade gut, weil hier sehr viel Wert auf Authentizität gelegt wird, dass die Geschichten stimmen und nicht einfach irgendwelche rockigen Bilder gezeigt werden, die geil aussehen. Wir machen Theater fürs Publikum, das ist klar. Ich leere da nicht unsortiert mein Innerstes auf der Bühne aus.

Wie wird das Stück wohl beim Abopublikum ankommen?

Kommt darauf an, wie weit sie sich von ihren ursprünglichen Lebensentwürfen entfernt haben. Ich wünsche mir, dass jeder sich ein bisschen in den Personen auf der Bühne wiedererkennen kann. Letzthin habe ich einen Verkäufer getroffen, der früher Künstler werden wollte. Diese Sachen sind es eigentlich, die wir ansprechen: Was wolltest du mit deinem Leben anfangen?

Möchtest Du ein ganz neues Publikum mit dem Stück ansprechen?

Ich würde mir wünschen, dass mal nicht nur die über 50-jährigen – also die aus der Generation Hardenbergs – kommen, sondern auch solche, die das Theater an der Effingerstrasse als «kalten Kaffee» bezeichnen, obwohl sie es vielleicht gar nicht kennen. Der Vorteil ist, dass ich das Stück auch für junge Leute inszeniere. Es werden viele Schüler kommen. Die sind aber teilweise von der Wirtschaftsschule. Für sie ist Geld ein grosses und positiv besetztes Thema. Ich bin sehr gespannt auf die Reaktionen, weil das Geld bei uns ein bisschen verteufelt wird. Vielleicht aber auch nicht: Wir versuchen herauszufinden, ob Geld auch sexy macht, ob man es braucht oder nicht.

Das Stück könnte auch für Leute interessant sein, die sonst nur ins Kino gehen, weil bei uns die Live-Situation hinzukommt.

Die Bühnenfassung, mit der Du arbeitest stammt von Gunnar Dressler. Hast Du selber Fremdtexte geschrieben?

Ich habe am Text viel herumgearbeitet. In der Textfassung von Dressler war nichts über den Background der Leute, also wer diese jungen Leute wirklich sind. Die Rollen waren ziemlich «papieren». Meine Fremdtexte wurden von Markus Keller, unserem künstlerischen Leiter, korrigiert. Er hat die nötige Erfahrung im Text schreiben.

Manchmal sehe ich die Schauspieler einen Text von mir aufsagen und merke, dass er nicht stimmt – dann passe ich ihn den Leuten an, ihren Mündern und Bewegungen. Was bin ich froh, dass ich diese Schauspieler gefunden habe. Ich habe mein Ensemble nach Leuten zusammengesetzt, die einen eigenen Kopf haben. Jemand meinte, ich hätte mir mehr Mühe beim Casting geben können, da sie den Schauspielern im Film so ähnlich sehen. (Lacht) Das ist Zufall. Es geht mir mehr um die persönliche Rebellion in ihnen selbst.

Stimmen aus dem vierköpfigen Ensemble

Rainer Diekmann alias Hardenberg Hardenberg hat einen Riesenerfolg gehabt. Sehr lustvoll hat er seine Karriere betrieben und seine Ziele erreicht. Egal wie man dazu steht, das ist eine beeindruckende Leistung. Ich bin Schauspieler und kann mir diese Rolle von diesem 3,2-Millionen-im-Jahr-Verdienenden aneignen. Das ist auch wirklich eine Rolle für mich. Ich muss da Stück für Stück reinschlüpfen, um eine glaubhafte Figur zu verkörpern.

Im Stück geht es auch um Generationenkonflikte. Sie gehören zu der älteren Generation. Hat sich das bemerkbar gemacht?

Die Rollen sind eindeutig verteilt und wir Schauspieler untereinander arbeiten sehr kollegial. Diese sehr offensichtlichen Fronten oder Auseinandersetzungen, die im Stück vorkommen, finden so unter den Schauspielern nicht statt.

Zara Nydegger alias Jule Die Jule ist wirklich vom Pech verfolgt. Sie hat Schulden und ist ziemlich verzweifelt. Sie ackert sich ab und möchte eigentlich nur ihr Leben geniessen – das kriegt sie aber nicht hin. Sie gönnt sich nichts, weil sie arbeiten und ihre Schulden abbezahlen muss. Diese Verlorenheit macht sie liebenswert.

Inwiefern hast Du Dich vom Film und der Schauspielerin darin beeinflussen lassen?

Ich habe den Film damals im Kino gesehen und wollte ihn jetzt nicht mehr gucken. Mir ist auch nicht so viel aus dem Film geblieben. Ich will etwas Eigenes aus der Rolle machen. Jules Verspieltheit zum Beispiel, die will ich finden.

Jonas Vietzke alias Jan Was ich an der Rolle und auch am ganzen Stück am Spannendsten finde, ist die Auseinandersetzung mit dem Thema: Was ist Revolution und wie kann man heutzutage noch rebellieren? Heute ist es schwieriger geworden eine Rebellion durchzuführen – man weiss nicht genau gegen was. Jan stellt sich solche Fragen und hat die nötige Energie, um nicht aufzugeben. Er möchte eine Veränderung, glaubt stark daran und kämpft dafür.

Gibt es Parallelen zu Dir als Privatperson?

Den Wunsch, dass man was verändern möchte, dass man nach irgendwas sucht, oder dass einen was stört, ein Zustand der Welt zum Beispiel – das hat wahrscheinlich jeder von uns und sucht Auswege. Aber in der Vehemenz, in der Jan das hat, habe ich es nicht, oder nicht mehr. (Lacht)

Samuel Enslin alias Peter Peter ist eigentlich ein guter Mensch. Er ist von seinen Vorstellungen her, von dem was er vom Leben will, etwas einfacher gestrickt als die anderen. Er ist eher ein «Rock Star-Typ», will DJ werden. Mich beschäftigt dran, dass er bei diesen ganzen Sachen mitmacht, weil er Lust darauf hat. Ihm geht es nicht um das hohe, komplexe, philosophische Gebilde, sondern um Freundschaft und den Kick. Der plappert zwar auch von der Matrix, aber irgendwie hat er das nicht so ganz richtig durchdrungen.

Was wird Euch auf der Bühne besser gelingen als dem Film?

Das ist zwar ganz banal, aber: Die Leute ganz direkt ansprechen. Ich weiss nicht, wie viele Jugendliche, die in den Schülervorstellungen sitzen, den Film gesehen haben. Sie sagen nicht: «Wir wissen schon wie es läuft». Vielleicht können wir da ein paar Denkprozesse anregen.

Aufführungen
20. Januar bis 16. Februar 2008, jeweils 20:00 h ausser Sonntag, 10. Februar: 17:00 h.

Weitere Infos und Reservationen:
www.dastheater-effingerstr.ch
oder 031 382 72 72

KULTUR-SERIE TEIL III

merce cunningham aus der linie grahams

Von Kristina Soldati - Das Gespann Cage / Cunningham Bild: Penny-Brogden

■ John Cage stand vom Klavier auf, nahm Kreide und malte grosse Formen aufs Parkett des Cornish College für darstellende Künste in Seattle. Neben seiner üblichen Klavierbegleitung für Tanzstunden musste er nun kurzfristig einen Choreographielehrer vertreten. «Das ist für Euch die Musik», sollte das bedeuten. Und das nächste Mal sagte er: «Komponiert ein rhythmisches Stück für ein Schlaginstrument.» Der Student Merce Cunningham fühlte sich durch diesen reflektierten Umgang mit dem Tanz gefordert ganz im Gegensatz zu Initiationsversuchen à la Isadora Duncan, einer Pionierin des freien Tanzes. Diese brachte ihre Schüler in die Sogwirkung der Musik, welche in ihrem Innersten etwas auslösen und zur Improvisation bewegen sollte. Die Vorreiter des neuen und von Virtuosität und Manieriertheit befreiten Tanzes, Isadora Duncan und Ruth St. Denis, hatten verkündet: hinter jeder Bewegung steckt ein psychischer Zustand (eine Motivation). Wir sahen, Martha Graham und Doris Humphrey hielten an dieser Idee fest, während ihre Lehrer Ruth St. Denis und Ted Shawn zur Beute der Unterhaltungsindustrie wurden. Die besagte Idee nahm in den sozial brisanten Jahren der 30er gesellschaftskritische Gestalt an und formte die Bewegung und entsprechende Linien: konvulsivische Krümmung des Oberkörpers, einwärts gedrehte Glieder, angewinkelte Füsse, erdige mitunter percussive Bewegungen, gehöhlte Hände. Die Natürlichkeit bestand bei der Entwicklung des Modernen Tanzes im Stile Grahams und Humphreys darin, dass solche eckigen Auswüchse mittel- oder unmittelbar starken Gefühlen entsprangen. Merce Cunningham sieht darin eine (transatlantische) Erbschaft des deutschen Ausdruckstanzes. Merce ehrt die Errungenschaften des freien Tanzes: eines unerschöpflichen und an keiner ästhetischen Erwartungshaltung gebundenen Bewegungsvokabulars. Doch es gilt nach ihm, den Tanz noch von einer letzten Bindung zu befreien: dem Ausdruck. Der Tanz soll kein Träger mehr von einem Gehalt sein, weder emotionaler noch narrativer Art.

Merce wurde am College von einem Graham-Solisten geschult, bis Martha Graham 1939 auf ihn aufmerksam wurde. Sie lockte ihn nach New York, in ihre Companie. Beeindruckt von ihrer Arbeit, notierte sich Merce: «Nachdem ich sie tanzen sah, fragte ich mich, wie kann der Rest der Welt sich nur begnügen zu laufen?» Auch John Cage debütierte zu Beginn der 40er in New York (in einem Stück für Schlaginstrumente, interpretiert u. a. – von Tänzern!). Er ermunterte Merce, selbständig aufzutreten. Daraufhin entstanden innert weniger Jahre so unterschiedliche Tänze wie «Credo in Us», «Root of an Unfocus» und «Mysterious Adventure», alle zu Cages Musik. Dem «Credo» unterliegt ein dadaistisch klingender Text, den sie vorgaben, aus einer Pariser surrealistischen Zeitschrift entnommen zu haben. Der Autor war jedoch Merce. In «Unfocused» weicht der Solist, zunächst noch den Bühnenraum nutzend, immer weiter zurück, bis er schliesslich nur noch seinen subjektiven Raum einnimmt. Das Zurückweichen ist ruckartig, Kopf und Fokus wechseln gemeinsam. Wie ein Tier, das in die Enge getrieben wird. Dort gibt es kein horizontales Entkommen mehr, und er sinkt schliesslich in sich zusammen. In «Mysterious Adventure» harrt Merce reglos in Bodennähe, bis er urplötzlich in skurrile Sprünge hochschnellt - mit einer Kopfbedeckung und langen wippenden Fühlern. Während Martha Graham also Themen amerikanischer Tugenden und griechischer Mythen abendfüllend anging, hüpfte Merce, so scheint's, insektengleich umher - oder: sagte dem Pathos den Kampf an.

Beziehung Tanz – Musik Und wie sieht eine fruchtbare Zusammenarbeit zwischen befreundeten Choreographen und Komponisten aus?

Merce mass, wie lange die Form auf dem Parkett (das Bodenmuster aus Kreide) brauchte, getanzt zu werden, und überreicht die Zeitangabe John Cage. Er wiederum schaute sich nach einigen Konserven, einer elektrischen Klingel und Radio um, komponierte ihre Geräusche und brach die Komposition rechtzeitig - laut Bestellung - ab.

Was die beiden, Choreograph und Musiker, also bis zu den Hauptproben verband, war die Stoppuhr. Dann wurde Tanz und Musik miteinander konfron-

tiert. Geglückt war die Vorführung, wenn Choreographie und Musik zeitgleich den Beifall entgegennehmen konnten.

Experimente Dadaisten walteten die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts auch in New York. Sie hatten dort einen noch ironischeren und humorvolleren Ton als die kriegsgeprägten europäischen Genossen. Der Dadaist Marcel Duchamp, ja, der mit dem Pissoir, hatte, als er nach Amerika emigrierte, einen grossen Einfluss auf die Surrealisten in New York. Sie alle diskutierten und feierten bis in die späten Stunden in der Cedar Bar die Ablösung der Kulturmetropole Paris durch New York. Auch John Cage schätzte Duchamp und organisierte 1944 eine Ausstellung über ihn. Duchamps «Ready-mades» (Fertigprodukte) inspirierten Merce dazu, Bewegungen aus dem Alltag in den künstlerischen Kontext, der Choreographie, einzubauen. (Und das zwanzig Jahre vor dem Tanztheater in Deutschland). Andererseits zogen die Sprachexperimente eines James Joyce beide in Bann. Merce und John durchstöberten gemeinsam den neuen Roman «Finnegans Wake», ein grosses Sprachlabor. Und wie bei Joyce schmolzen ihnen die Worte «Holy Ghost» zu «halo cast», dann aber zu – «Holo Caust». «In the Name of the Holo Caust» wurde sodann der Titel zu einer Choreographie im Jahre 1943. Ein Auswurf des ahnungslosen Bewusstseinsstroms? Es wurde ein Stück, zu dessen Bedeutung, seinen Prinzipien treu, Merce sich ausschweigt.

In den späten 40ern tauchten Cunningham und Cage in einer heissen Künstlerschmiede, dem Black Mountain College in North Carolina auf. Dort trafen sie auf bildende Künstler wie Bill Clooning, Franz Kline und Robert Rauschenberg. Es zog das Gespann Cage und Cunningham immer wieder dorthin. Bei einem ihrer Aufenthalte entstand ganz spontan der Prototyp unserer Eventkultur, das erste Happening. Die Zuschauer, meist Mitglieder der Kunstschule, wurden in die Saalmitte platziert. Auf ihren Stühlen warteten Kaffeetassen, die man im Laufe des Abends füllte. John Cage trug von einer Leiter aus seine Theorie der gegenwärtigen Beziehung der Musik zum Zen-Buddhismus sowie aus der Mystik des Meister Eckharts vor. Robert Rauschenberg hatte monochrome weisse Gemälde an die Decke befestigt, auf die er nun Diabilder projizierte. Der Rektor, ein Avantgarde-Dichter, rezitierte Verse. Ein Virtuose der zeitgenössischen Musik interpretierte Cages Wasserfallmusik für präpariertes Klavier. Eine Edith-Piaf-Schallplatte drehte sich mit doppelter Umlaufzeit, während ein Hund bellend Cunninghams Tanzschritten nachjagte. Die Auftrittsdauer der Mitwirkenden wurde ausgelost. Antonin Artaud hätte die reinste Freude am Aktionstheater gehabt. Alles ward wie es im Buche steht, nämlich in seinem irren Manifest «Das Theater und sein Double» (1938). Es wurde Kapitel für Kapitel im Blackmountain College dieser Tage übersetzt.

Aleatorik Seit Anfang der 50er verwenden Cage und Cunningham regelmässig das Zufallsprinzip im Schaffensprozess. Cage ist augenscheinlich vom Zen beeinflusst, wenn er meint: «Werturteile spielen keinerlei Rolle bei dieser Arbeit, weder beim Komponieren, Interpretieren noch beim Hören. Es besteht kein Wille, etwas in Beziehung zu setzen. Egal was kann sich ereignen. Und es kann sich kein Fehler ergeben. Sobald ein Ereignis entspringt, existiert er automatisch.» Ein qualitatives Werturteil über seine Musik soll an dieser Stelle entsprechend unterbleiben. Cunninghams Werk dagegen soll nicht verschont werden. Wie kam der Zufall bei seinen Tänzen ins Spiel? Wurde gelost, wer auf die Bühne sollte? Das war tatsächlich am Anfang der Fall. Aber der Choreograph schwitzte Blut. «Da können wirklich Knochen brechen!», gab er zu. In einer Vorlesung wenige Jahre später weiss er Bescheid: «Es gibt wohl ein greifbares Risiko des Zusammenstosses, aber laut John Cage ist eine Bestimmung der Choreographie herauszufinden, wie ein Aufprall vermeidbar ist, ausser, wo er das verfolgte Ziel darstellt.» Die Lösung ist, nicht vor der Aufführung zu würfeln, sondern vor dem Choreographieren. Er zog über die Schritte und ihre Folge das Los. Oder aber er ermittelte einzelne Aspekte, die es zu kombinieren galt. «Luft», «Stand», «Tief», «Boden» sind Aspekte, die mit Richtungen wie «vorwärts», «seitlich», «rückwärts» kombinierbar sind und eventuell noch mit einzelnen Körpergliedern. Die Herausforderung an Choreograph wie Tänzer bestand darin, den direktesten Weg zwischen den je ausgelosten Kombinationen zu erkämpfen. In «Untiteld Solo» hatte Merce nach diesem Verfahren eine vierfache Pirouette aus dem Stand zu bewältigen. Merce übte bis zum Umfallen. Der erwähnte Klaviervirtuose begleitete ihn und konstatierte: «Es ist eindeutig unmachbar. Doch wir machen's allemal!», eben dada.

Was steckt für Cunningham hinter dem Los-Prinzip? Cunningham wollte das Werk aus den Fängen des persönlichen Ausdrucks des Künstlers befreien. Indem er sich dem Los unterwirft, räumt er dem Tanzwerk eine grössere Vielfalt ein, als wenn er seinen Vorlieben und eingefahrenen Abläufen «intuitiv» folgt. Er steht deshalb dem natürlich Empfundenen skeptisch gegenüber. Merce verwirft so die unlängst erst von den Verfechtern des freien Tanzes wiederentdeckte psychologische Motiviertheit von Bewegungen. Und gewinnt dafür eine Maschinerie unerwarteter Abläufe überraschend kombinierter Gliedmassen.

Merce und die Klassik Jede Art von Bewegung interessierte Merce. Er fühlte sich bei Martha Graham nicht ausgelastet. Sie merkte dies und schickte ihn zur American Ballet School, dem feindlichen Lager der Klassik. «Was führt Dich hierher?», fragte auch prompt der Direktor, der Förderer George Balanchines und dessen neoklassischen Balletts. «Das Tanzen an sich», war die Antwort. Merce verbreiterte sein Bewegungsrepertoire, indem er sich das Vokabular der klassischen Technik einverleibte. Dennoch, unweigerlich halten damit geometrische Linien (gestreckte Beine, ovale Arme) und Symmetrien Einzug in sein Schaffen. Kein Problem! Der Würfel wird das alles durchmischen. Merce dekomponiert überkommene Figuren wie eine Arabesque: Er fügt dem hinten horizontal gestreckten Spielbein einen nach vor geneigten, gewölbten Oberkörper hinzu. Was nützt es der tradierten Figur, wenn die Arme brav in der «1. Position» sich runden, der Kopf aber hängt? Eigentlich könnte das Ballet sich bedanken. Cunningham hat ihm ein fünftes Gliedmass beschert: neben Armen und Beinen den Rumpf. Auch dieser habe Gelenke, meint Merce - die Wir-

RESTAURANT BAR TAKE AWAY BEIM BAHNHOF, BERN

Very Fresh
Vegetarian Cuisine.

tibits
BY HILTL

Ein Kulturengagement der Valiant

VALIART

HERVÉ GRAUMANN

EZmodels vs Patterns
(loading serie)

Ausstellungsdauer:
5. Dezember 2007 –
23. März 2008

Doppelausstellung
VALIART KulturRaum,
Theaterplatz 7, Bern
und Museum für Kommunikation,
Helvetiastrasse 16, Bern
im Rahmen von «As Time Goes Byte:
Computer und digitale Kultur.»

Eintritt und Öffnungszeiten unter:
www.valiart.ch sowie www.mfk.ch

Musée de la communication
Museum für Kommunikation

Bild: Merce Cunningham, Changeling 1957 / E. Meenely and R. Rutledge

bel. Mit ihnen kann das neue Gliedmass fünf Positionen dem Ballett anscheinend beisteuern (wie die fünf jeweils der Arme und Beine): die Aufrechte, die Krümmung nach vorne, Biegung nach hinten, die Verdrehung und Neigung. Wie auch immer.

Der Cunningham-Stil Aus all dem setzt sich Cunninghams Stil zusammen: 1. Die pietätlose Demontage jeden Stils, des modernen wie des klassischen, aber auch des Steptanzes oder der Folklore aus Neugier auf seine Elemente. 2. Ihre erneute Zusammenfügung, so überraschend wie nur möglich. 3. Die Dynamik. Auch diese unterliegt dem Prinzip der Dekonstruktion (ein Begriff, der später dem berühmten Choreographen William Forsythe zugewiesen wird). Die Dynamik entfaltet sich nicht aus einer elementaren Körpererfahrung wie dem Atmen, das sich organisch in eine Kontraktion und Auflösung (Graham) oder ein Fallen und Zurückprallen (Humphrey) auswächst. Cunningham ist da ganz postmodern. Er nimmt alles, was gegeben ist. So scheut er auch nicht, die Motorik der Tierwelt zu verwerten. Ein nervöser Vogelkopf findet sich ebenso in seinem Tanz wie sich reibende und stelzende Storchbeine.

Indem seine Stücke offiziell keiner inneren Logik folgen, die Anzahl, Formation und Platzierung der Tänzer keinen choreographischen Richtlinien und auch keinen inhaltlichen Zwängen folgen, braucht zu seinem Ensemble-Stil nur bemerkt zu werden: Jeder ist in seiner Gruppe gleichwertig und hat mal ein Solo, so wie auch jeder Platz auf der Bühne gleichwertig ist. Ob ein Solo hinten in der Ecke passiert und die Gruppe sich davor positioniert, ist dem Würfel überlassen. (Wie soll man einen solchen Zufall aber ausmachen / bemerken / erkennen?) Die Simultaneität des Geschehens auf der Bühne wird zur Tugend.

Einen Fremdkörper gab es allerdings durchweg im Œuvre von Cunningham, bekunden langjährige Tänzer seiner 1953 gegründeten Companie. Und das ist Merce selbst. Als ob er die eigenen Bewegungen nie in das Losverfahren eingespeist hätte und somit auch nicht zufällig auf der Bühne mit den anderen zur Deckung kam. Er stach meist vom Ensemble ab, eine «Alienation», wie manche es nennen. Eine Inkonsequenz oder ein Kontrapunkt? Was immer, es verstärkte sich mit seiner zunehmenden Arthrose. Paradoxerweise können zeitgenössische Choreographen, die seinen formalen Spielen, dem eigentlichen Cunningham-Stil, nicht mehr viel abgewinnen können, in seiner krankhaften unentzifferbaren Körpersprache viel Spannendes entdecken.

Demnächst drei Folgen zur Moderne in Europa: Folge IV: Der Ausdruckstanz; Folge V: Das Tanztheater; Folge VI: William Forsythe

AUSBLICK TANZ

«Vom Hören sagen» von Urs Dietrich

■ Das ist Tanztheater aus solider Tradition (Bremen). Tanztheater musste wegen seines Potenzials an Effekten vielen Stücken auch hierzulande seinen Schein leihen. Doch wer den Ernst hinter dieser Gattung mitkriegen möchte und es nicht bis Wuppertal schafft, der sollte den Weg nach Luzern einschlagen. (kso)
Luzerner Theater, Telefon 041 228 14 14
4., 10., 21., 22. Januar, 19:30 h

Yasmeen Godder mit «I'm mean I am»

■ «Dance made in Israel» steht zu Beginn auf ihrem Clip zu lesen (herunterzuladen auf youtube). Eine talentierte junge Frau, die statt Konzeptkunst schlicht Gefühle, die uns überwältigen, untersucht. Nach zwanzig Jahren Ausbildung und Karriere in New York ist sie kürzlich nach Jaffa zurückgekehrt. «I'm mean I am» ist ein Auftragswerk vom Centre Nationale de la Danse in Paris und dem HAU-Theater in Berlin und wurde vor einem Jahr in Berlin uraufgeführt. Ihre Kompanie hat die umliegenden Länder Europas schon alle bereist und wird ihr Schweizer Debüt mit zwei Vorstellungen geben. (kso)
Im Rahmen der vierten Ausgabe des Festivals Gedankensprünge, Festival experimenteller Formen:
Theaterhaus Gessnerallee, Zürich
Telefon 044 225 81 10
10. & 11. Januar, 20:00 h

■ Im Rahmen der vierten Ausgabe des Festivals Gedankensprünge, Festival experimenteller Formen tanzt auch Jonathan Burrows, den Fernsehzuschauer auf Arte hoffentlich nicht verpasst haben. Hier allerdings kündigt die Festivalorganisation an, er beschriebe Choreographien «(fast) ohne zu tanzen», na, dann... . (kso)
Theaterhaus Gessnerallee, Zürich 044 225 81 10
Both Sitting Duet: 15. Januar, 19:00 h,
The Quiet Dance / Speaking Dance: 16. Januar, 20:00 h

Les Ballets C. de la B.

■ Das Ensemble allein ist einen Besuch wert (mancher kürte es als das Ensemble des Jahres). Bekannt wurde es durch den Choreographen Sidi Larbi Cherkaoui. Patchagonia ist das Debüt von der Nachwuchschoreographin und langjährigem Tänzermitglied Lisi Estaràs. Zu sehen innerhalb des Festival Particules. (kso)
L'ADC à la Salle des Eaux-Vives
Telefon 022 320 06 06
24.–27. Januar, 20:30 h / Sonntag, 18:00 h

Bild: Kuno Lauener / zVg.

POP- / ROCKMUSIK

züri west mit «haubi songs» on tour...

Von Belinda Meier

■ Mit ihrer Single «Fische versänke» hat Züri West die stillen Tiefen verlassen und ist schnurstracks mitten ins Leben der Öffentlichkeit zurückgekehrt. Was für ein fulminanter Startschuss! Die versenkten Fische sind von null sogleich auf Platz 6 der Schweizer Hitparade gelandet. Nicht schlecht. Doch Hand aufs Herz, wer hätte etwas anderes erwartet?

Der neue Song «Fische versänke» scheint den Weg fortzuführen, der mit «Aloha from Züri West» (2004) eingeschlagen wurde. Songs wie «Zimmerwaud», «Fingt ds Glück eim» und «I ha ke Ahnig wie me mit som'ne Ängu redt», die sich durch eine gewisse Melancholie, Zartheit, durch ein bewusstes Sich-treiben-Lassen und eine poetische Sprache auszeichnen, haben offensichtlich in «Fische versänke» ihre Fortsetzung gefunden. Frontmann Kuno Lauener (46) besingt hier – passend zur Jahreszeit – einen nebligen Novembertag, der sich düster und trist vor dem Auge des Betrachters eröffnet. Blickt man zum Himmel, ist lediglich «es Gschmier» erkennbar, der Horizont passend dazu, «ertrinkt schier». Kuno sitzt in seiner «Chuchi», isst «Chummer us Büchse» und dies «zwüsche de Zigarette». Er sitzt und sitzt, denkt und denkt, probiert, probiert: «Fische versänke». Doch es gelingt ihm nicht. «D' Ziit vergeit» ohne ihn, er sitzt «ir Chuchi» und im «Chopf», wo er wohnt, trinkt er «Chummer uf Iis, Sauz u Zitrone». Das Ganze wird von einer weichen, schwelgenden Melodie begleitet, wie man sie von Züri West kennt. Es ist eine Melodie, die den Zuhörer im Unklaren lässt, ob sie fröhlich oder eher traurig klingen will. Vielleicht ist es auch gerade diese Widersprüchlichkeit der Gefühle, die zum Ausdruck kommen soll. Der Text jedenfalls drückt viel Melancholie aus, die so mancher von uns, der sich im Winter nach mehr Sonne sehnt, gut nachempfinden kann. Doch die Winterdepression allein ist es bestimmt nicht, die uns Sänger Lauener nahebringen wollte. Die Worte drücken Stagnation aus. Stagnation, welche durch die Symbolkraft des hereinbrechenden Winters zum Ausdruck kommt. Dann aber auch Stagnation, die im Menschen selbst hervortritt, da dessen Leben sich – durch den Winter bedingt – mehr in leblosen Innenräumen als draussen in der sonst lebendigen Natur abspielt. Auch wäre möglich, dass der Song nur eine momentane Gefühlslage beschreibt. Oder doch wieder vieles mehr? Lassen wir das und gehen weiter zur CD-Hülle der neuen Single. Der Umschlag stellt einen Adventskalender dar, dessen Gestaltung zu einem grossen Teil von Lauener selbst entworfen wurde, wodurch er sein grafisches Flair unter Beweis stellen konnte. Hinter den 24 Türchen verbirgt sich eine bunt gemischte Auslese an Bildern, die – alle auf einen Blick betrachtet – überhaupt keinen gemeinsamen Nenner aufweisen. Da sieht man Bart Simpson, Mickey Mouse, eine rote Rose, Pilze, eine Ente, den Schriftzug «I'm very young», ein altes Schwarzweissfoto, welches, wie es scheint, Robert Walser auf einem seiner Spaziergänge zeigt – oder war es der letzte, den er gar unternommen hat? Und so gäbe es noch einige weitere Bildchen zu benennen, die scheinbar chaotisch zusammengewürfelt sind, für die Band jedoch bestimmt eine Schatztruhe voller persönlicher Bezugspunkte darstellt. Hinter dem 24. Türchen setzt sich schliesslich die fünfköpfige Band bestehend aus Kuno Lauener, Markus Fehlmann, Tom Etter, Jürg Schmidhauser und Gert Stäuble – passend zu Weihnachten – auf amüsante Art und Weise in Szene. Und so, wie sich hinter jedem Türchen des Adventskalenders ein kleines Geschenk verbirgt, so stellt auch die CD selbst als abschliessende Krönung ein solches dar – ein Weihnachtsgeschenk also. Sie ist, um es mit den Worten des Züri-West-Managers, Stefan Mischler, auszudrücken, «ein Präsent an die Fans».

Am 12. Januar erscheint also nach dreijährigem «Plange» endlich das neue Album, welches sich «Haubi Songs» nennt. Die Plattentaufe wird in der Kulturfabrik Kofmehl in Solothurn gefeiert. Das neue Album, so prophezeit Züri West auf der Innenseite des Single-Umschlags, soll «glaubs super» werden. Seien wir also gespannt!

So heftig wie «Fische versänke» in der Schweizer Hitparade eingeschlagen ist, so heftig erweist sich auch der Run auf die Tickets für die Tour, die mit der Plattentaufe vom 12. Januar ihren Start nehmen wird. So waren die Konzerte vom 31. Januar und 1. Februar im Berner Bierhübeli innert einem Tage ausverkauft.

Wer nun aber nicht bis zum 12. Januar warten will, bis er endlich die neuen Songs zu hören kriegt, sollte am 8. Januar DRS 3 einschalten. An diesem Tag gibt die Band im Radiostudio Zürich nämlich ein Konzert im kleinen Rahmen, sozusagen als kleiner Vorgeschmack auf die bald im Handel erhältliche CD. Im Anschluss an das Konzert beantwortet Kuno Lauener zudem Fragen von DRS 3 und den Züri-West-Fans. Wer an dieser Veranstaltung live dabei sein möchte, sollte möglichst jeden Tag DRS 3 hören, denn die Tickets werden im Verlaufe des Tagesprogramms verlost.

Tourdaten

12.1.	Kulturfabrik Kofmehl Solothurn Plattentaufe
13.1.	Restaurant Sonne Oschwand
18.1.	Kiff Aarau
24.1.	Schüür Luzern
26.1.	Tennishalle Meiringen
31.1.	Bierhübeli Bern
1.2.	Bierhübeli Bern
2.2.	Kaserne Basel
7.2.	Salzhaus Winterthur
8.2.	Volkshaus Zürich
14.2.	Kammgarn Schaffhausen
21.2.	Bärensaal Thun
22.2.	Bärensaal Thun
23.2.	Dorfmattsaal Rotkreuz
29.2.	Metro Olten
1.3.	Kupferschmiede Langnau i. E.
6.3.	Volkshaus Biel
7.3.	Mehrzweckhalle Lenzburg

Tickets unter: **www.starticket.ch**
Infos unter: **www.zueriwest.ch**

Diskographie

Aloha from Züri West (12.6.2004)
züriwestretour (15.11.2003)
Radio zum Glück (25.8.2001)
Super 8 (6.3.1999)
Hoover Jam (1996)
Züriwest (1994)
Wintertour (1992)
Arturo Bandini (1991)
Elvis (1990)
Bümpliz Casablanca (1989)
Sport und Musik (1987)

POP- / ROCKMUSIK

phil carmen: «wir waren damals pfadfinder in den achtzigern»

Interview von Antonio Suárez Varela Bild: zVg.

■ Im Herbst ist ein neues Best-of-Album von Phil Carmen erschienen. Der Schweizer Musiker landete Mitte der Achtziger mit dem Song «On My Way In L.A.» einen grossen internationalen Hit. Seit 1995 lebt er glücklich mit seiner Familie in Florida.

Im Herbst ist ein Best-of-Album mit Deinen grössten Hits erschienen. Darauf ist auch ein neuer Song zu finden. In den Liner Notes steht, dass Du an einem neuen Album arbeitest. Wann kommt es heraus?

Da wissen wir noch gar nichts, wie und ob was läuft. Ich hatte bereits verschiedene Gespräche in der Schweiz in den letzten fünf Jahren und es kam nie zustande. Man spricht immer davon, dass man was machen möchte, aber schliesslich ist es nie zustande gekommen. Als ich vor kurzem in der Schweiz war, hat man darüber gesprochen. Aber wenn die Verträge unterschrieben sind und das Konzept feststeht, dann wird es stattfinden. Vorher ist eigentlich noch nichts definitiv.

1996 hast Du Dir einen grossen Bubentraum erfüllt. Du hast ein Bob-Dylan-Coveralbum gemacht. Wer sind Deine Idole?

Da hast Du es schon. (Lacht) Bob Dylan war für mich zu jener Zeit ein grosses Idol und auch die Birds. Die arbeiteten eine Zeitlang mit Bob Dylan zusammen und hatten auch ein paar Hits. Sie waren meine Vorbilder. Zurzeit halte ich John Mayer für einen der besten und kreativsten Musiker.

Mitte der sechziger Jahre hattest Du ein Initiationserlebnis: Du hast am Radio den Bob-Dylan-Titel «Mr. Tamborine Man» von den Birds gehört und wusstest auf einmal, dass Du Musiker werden wolltest. Hat sich das wirklich so ereignet?

Ja, damals habe ich noch nicht gewusst, dass es definitiv sein würde. Aber ich sagte mir damals, dass ich Musiker werden wollte. Und von da an war mir das klar. Aber als Kind weisst Du nicht, was das bedeutet. (Lacht)

Wie meinst Du das?

Wenn man alles im Voraus gewusst hätte, dann hätte man sich vielleicht nicht dafür entschieden, Berufsmusiker zu werden, denn es ist ein harter Weg. Doch ich bin einfach Musiker. Ich weiss nicht, was damals in mir vorging, aber ich bin bis heute Musiker geblieben.

Du bist einer der bekanntesten Schweizer Keyboarder und Gitarristen. Es liegt auf der Hand, dass man als Musiker mit einem Namen wie Herbert Hofmann, Dein bürgerlicher Name, keine grosse Popkarriere machen kann. Wie aber kamst Du eigentlich auf den eher ungewöhnlichen Namen Phil Carmen?

Da muss ich psychologisch ziemlich in die Tiefe gehen. Ich bin aus dem Namen Herbert Hofmann herausgewachsen. Dieser Name hat mich einfach gestört. Es hat nicht einmal etwas mit der Musik zu tun. Es gibt Leute, bei denen man findet, dass deren Namen nicht zu ihnen passen. Handkehrum sagt man, ja das ist jetzt ein Billy oder das ist ein Joe, wo man das Gefühl hat, dass dieser Name zu einem Menschen passt. Bei mir war es so, dass mich der Name in meinem Innersten störte. Das war eigentlich der massgebende Grund. Dann fing ich an, Musik zu machen, und dann war es naheliegend, einen Namen zu suchen, der zu mir passt. Ich habe dann meinen Namen legal auch gewechselt. Ich heisse nicht mehr Herbert Hofmann, auch rechtlich nicht mehr. Schon seit Ende der achtziger Jahre nicht mehr. Ich habe meinen Namen Ende der Siebziger gewechselt und dann dauerte es damals in der Schweiz zehn Jahre. Man kann in der Schweiz nicht so einfach einen Namen ändern. Und nach zehn Jahren hatte ich es endlich geschafft. Doch ich führte meinen neuen Namen bereits seit Ende der Siebziger als Zusatz in meinem Pass, damit ich reisen konnte. Und jetzt ist er mein offizieller Name. Ich heisse nicht mehr Herbert Hofmann.

Aber war es eine Eingebung? Wie bist Du ausgerechnet auf diesen Namen gekommen?

Das weiss ich nicht einmal mehr. Ich kann Dir das nicht einmal mehr ganz genau sagen. Ich suchte einfach nach einem Namen, der mir als Rufname passen würde. Phil ist o.k., ich bin eher ein weicher Typ. Manchmal wurde der Name Herbert so ausgesprochen, dass es mir kalt den Rücken herunter lief, vor allem im Baslerdialekt. Da haut es dich glatt von den Socken! Ich wollte einfach einen Rufnamen, bei dem ich mich wohl fühlen konnte. Doch wie und wo ich ausgerechnet zu diesem Namen gekommen bin, weiss ich nicht mehr.

1995 bist Du in die USA ausgewandert. Warum eigentlich?

Diese Frage beantworte ich eigentlich nicht so gerne. Ich habe es nicht so gerne, negativ zu denken. Sagen wir einmal: Mir gefällt das sonnige Wetter in Florida gut. Meine Gründe sind die Sonne und das schöne Wetter. Ich möchte es gerne dabei bewenden lassen.

Seit 1995 lebst Du in Florida. Du hast einmal gesagt, dass Dir der Start in den USA nicht leicht gefallen sei. Warum?

Nein. Ich hatte eine Scheidung in der Schweiz. Meine Ex-Frau hat mich so lange gepeinigt, bis ich Konkurs anmelden musste. Es ging nicht anders. Sie verstand damals einfach nicht, dass unser Geld in ein Studio investiert war und nicht bar auf der Hand lag. Sie wollte das Geld zurückhaben. Sie betrieb mich jahrelang mit Anwälten und Strafklagen und dergleichen. Darum musste ich Konkurs anmelden. Und dann, als ich mit meiner jetzigen Frau in die Staaten kam, hier wo alles über Kreditkarten abgebucht wird, war es natürlich hart. Wir bekamen keine Kreditkarten. Wir konnten nichts machen. Und es blieb recht lange sehr hart für uns.

In Florida hast Du seither ein eigenes Tonstudio eingerichtet und machst Filmmusik und andere Auftragswerke. Lebst Du gut davon? Hast Du genügend Aufträge?

Ich bin ein typischer Musiker. Wenn Geld zur Verfügung steht, dann mache ich wieder ein Projekt. Das Musikerleben ist schwierig. Manchmal hast Du Erfolg, dann hast Du wieder weniger oder gar keinen Erfolg. Als Musiker führt man ein hartes Leben. Vor allem wenn man so arbeitet wie ich, denn ich möchte nicht unbedingt im Rampenlicht stehen. Ich bin nicht der Typ, der auf der Bühne stehen will und die Öffentlichkeit braucht. Ich möchte lieber im Hintergrund die Fäden ziehen. Und das ist es auch, was ich mache. Ich produziere, komponiere und helfe anderen Leuten bei den Aufnahmen.

Wie sieht Dein Arbeitsalltag aus?

Wir haben unser Studio im Haus. Ich arbeite zu Hause. Ich fahre erst meine Tochter in die Schule und gehe sie später auch abholen. In der Zwischenzeit mache ich Musik bis etwa um fünf oder sechs Uhr. Und meistens arbeite ich dann in die Nacht hinein.

Viele Fans und ältere Musikliebhaber kennen Dich aus den achtziger Jahren. 1985 gelang Dir mit «On My Way In L.A.» ein grosser Hit, der Dir zum internationalen Durchbruch verhalf. Erinnerst Du Dich noch daran, wie und wann Du diesen Song komponiert hast?

Das werde ich immer wieder gefragt, aber das weiss ich nicht mehr so genau. Ich nahm ihn damals im Studio auf und wir gaben hin und wieder Konzerte. Ich sass einfach einmal hin und schrieb diesen Song. Ich spielte den Song zuerst mit der Band und dann auch live im Studio ein. Das hat dann aber zuerst nicht so recht funktioniert. Ich hatte ihn eigentlich schon fertig produziert, schickte ihn dann der Hamburger Schallplattenfirma Metronom, doch die fanden ihn dann auch nicht genügend. Dann ging ich noch einmal ins Studio und nahm ihn mit einer Maschine auf. Das war seinerzeit eine Pionierarbeit, denn die Line-Drums und all das Zeug waren erst in der Entwicklungsphase. Das Midi Head und die Synchronisati-

1
7
8
9
10
11
12
13
14

on auf den Bändern funktionierte zur Hälfte nicht. Das war ein Ärgernis damals. Heute funktioniert die Technik einwandfrei, doch früher hatte jeder Produzent ein anderes System. Und diese Systeme waren miteinander nicht kompatibel. Wenn sich einmal das Band verzog, dann verschob sich der Sync-Ton leicht, dies war eine Art Timecode-Ton, und dann loggte sich das Gerät nicht mehr ein und so weiter und so fort. Es war eine Katastrophe. Wir haben den Song mit einer Maschine produziert und so wurde er dann auch bekannt.

Wie heisst eigentlich der Titel genau? Manchmal heisst es «in L.A.», manchmal aber auch «to L.A.»?

Ich weiss auch nicht, wie es korrekt heissen müsste. In der ersten Strophe singe ich «to L.A.» und dann «in L.A.». Beide Songtitel werden verwendet.

Wie ist es heute? Kannst Du Deine Songs, speziell diesen Erfolgshit, überhaupt noch hören? Ist er Dir nicht verleidet?

Ich kann meine Musik generell nicht hören.

Warum?

Weil ich einfach viel zu viel Zeit damit verbracht habe. Das Komponieren, die Aufnahme, das Produzieren und dann das Spielen und Vortragen, und dann immer wieder Interviews. (Lacht) Ich kann es nicht mehr hören.

Was hat sich damals eigentlich in Deinem Leben verändert, nachdem die Single ein durchschlagender Erfolg wurde?

Ich hatte einfach mehr Möglichkeiten. Ich konnte mit guten Musikern zusammenarbeiten und auf Tour gehen. Musikalisch hat sich eine Türe geöffnet, eine neue Dimension. Es war auf einmal mehr Geld da. Ich konnte mit besseren Musikern spielen. So konnte man die Musiker auch besser bezahlen und auch die Reise- und Übernachtungskosten übernehmen. Und auf der Tournee konnte man sich auf einmal Licht- und Raucheffekte leisten. Weisst Du, heute ist alles anders. In den achtziger Jahren waren wir quasi Pfadfinder. Heute akzeptieren die jungen Leute all das als gegeben und lassen sich unterhalten. Doch das Ganze hat irgendwann einmal angefangen. Auf einmal fing man damit an, Rauchbomben auf die Bühne zu stellen, die eine Halbzeit lang funktionierten und die andere nicht. Oder das Material war schlecht, wodurch die Instrumente verschmutzt wurden. Als man mit solchen Dingen anfing, war das Ganze noch nicht zur Perfektion ausgereift. Heute ist das ganz anders. Heutzutage vergisst man oft, wie schwer es damals war. In unserer Zeit waren wir noch Pfadfinder. Mit Geld konnte man sich aber auf einmal solche Spielereien leisten.

So konntest Du Dir sicher auch eine hochkarätige Tourband zusammenstellen?

Ja, ja, genau. Alles in allem schon.

Hast Du noch Kontakt zu den Bandmitgliedern aus jener Zeit?

Nein, eigentlich nicht. Als meine erste Familie in die Brüche ging... Ich habe den Fehler gemacht, viel zu viel Zeit in die Musik zu investieren. Immerhin hatte ich dadurch auch erst Erfolg. Man kann nicht beides haben. Du kannst nicht einerseits Erfolg haben und dann andererseits sagen, am Sonntag möchte ich mit meiner Tochter spazieren gehen. In meiner ersten Ehe wurde mir der Vorwurf gemacht, dass ich zu viel arbeite. Und dann habe ich mir geschworen, dass ich mir diesen Vorwurf nicht mehr gefallen lassen möchte. Und deshalb hat bei meiner zweiten Ehe die Familie Priorität. Wir haben eine ganz tolle Familie jetzt. Knock on wood! Man weiss ja nie, aber ich bin total glücklich und nehme mir auch Zeit für die Familie.

Nur wenigen war es vergönnt, die Hitformel in den Achtzigern zu knacken. Dir ist es mit diesem Song gelungen. Hattest Du damals das Gefühl, dass dieser Song in den Hitparaden derart einschlagen würde?

Dass es ein grosser Hit werden würde vielleicht nicht, doch wir wussten, dass es ein guter Song ist. Und das war für mich zeitlebens ein wichtiges Kriterium: Mach einen guten Song! Ich habe viele gute Songs gemacht, die zwar keine Hits geworden sind, die aber unter Umständen sogar noch bessere Songs sind als «On My Way To L.A.». Und das war für mich als Musiker immer das entscheidende Kriterium. Da gibt es auch einen grossen Unterschied zu heute. Früher sassen wir einfach zusammen und machten Musik. Die jungen Musiker von heute wollen Geld verdienen. Das ist auch völlig in Ordnung. Diesen Aspekt sollte man nicht vernachlässigen. Doch der Hauptpunkt war für uns das Musikmachen. Nach Geld fragten wir eigentlich gar nicht. Um Verlags- und Schallplattenverträge kümmerten wir uns gar nicht so recht. Bei diesem Song wusste man einfach, dass er gut ist. Glücklicherweise wurde er dann auch ein Hit. Andere Songs schafften es nicht, obwohl sie es theoretisch auch hätten schaffen müssen.

Wie ist es eigentlich in den USA? Kennen die Leute den Song dort?

Nein. Er wurde gespielt und ich habe ein paar Fans, die mir immer wieder schreiben, die mich kennen. Es gibt immer wieder ein paar, die ich nicht kenne. (Lacht) Aber im Grossen und Ganzen ist der Song nicht bekannt.

War ja auch nicht in den US-Charts...

Nein, er wurde in lokalen Hitparaden gespielt. Einige Deejays haben ihn aufgeschnappt, doch über den Verkaufsweg hatte das Plattenlabel Metronom damals noch kaum Kontakte in die USA. Amerika hat seinerzeit nicht nach Deutschland geschaut. Das ist heute anders. Deutschland ist heute ein guter Musiklieferant in einer speziellen Sparte. Ich glaube vor allem in der Technomusik. Da gibt es recht viele deutsche Produktionen, die in den USA Fuss fassen.

Du gehörst zu den wichtigsten Hitproduzenten der achtziger Jahre. Du warst Koproduzent beim Welthitalbum der Schweizer Popband Double, deren Hit «Captain Of Her Heart» selbst in den Vereinigten Staaten unter die Top Ten kam. Wie hoch ist Dein Anteil an dieser Produktion? Was hast Du konkret beigesteuert? Du wirst ja in den Credits nicht aufgeführt...

Da muss ich wieder darauf zurückkommen, dass wir früher einfach Musik machten, ohne auf Vertragsdetails zu schauen. Sie waren Freunde von mir. Peter Zumsteg, der Manager, war ein Freund von mir und hat mich damals gebeten, ihm zu helfen, weil die Band bereits in drei Studios war und die Produktion nicht recht vom Fleck kam. Er bat mich um Hilfe und ich half ihm. Ich möchte jetzt nicht aus dem Nähkästchen ausplaudern. Aber ich war ziemlich massgebend, dass das Album überhaupt so ist wie es ist. Ich möchte nicht zu sehr in Details gehen. Alle wollen das genau wissen. Es gab Leute, die gesagt haben, dass ich verantwortlich gewesen bin für den Erfolg des Albums. Das stimmt einfach nicht. Ich habe den Song nicht geschrieben. Ich habe aber einen guten Job im Studio gemacht. Als Musiker braucht man eine Führung. Im Studio muss es Leute geben, die Dir sagen, welcher Track gilt und nicht gelöscht werden darf. Man verliert schnell den Überblick, weil man den Wald vor lauter Bäume nicht mehr sieht. Denn als Musiker komponiert man einen Song, dann spielt man ihn im Studio mehrmals ein und am Schluss weiss man gar nicht mehr, welche Version jetzt gilt. Und da brauchte es einfach einen Produzenten. Den hatten wir aber nicht. Also musste ich als Toningenieur koproduzieren. Insofern übernahm ich die Funktion als Produzent. Doch ich hatte keinen Vertrag und wurde auch nicht dafür bezahlt.

Bereust Du das im Nachhinein?

Nein, weil wir einen Deal hatten. Man hat den Deal beidseitig eingehalten. Wir sprachen nicht über das Produzieren, als wir den Deal vereinbart hatten. Wir wollten bloss gute Musik machen. Dass es am Schluss so herauskam, ist natürlich mein Fehler. Ich hätte mir vorgängig meine Rechte sichern sollen. Wenn es so gewesen wäre, dann hätte ich einen Grund gehabt, die Sache zu bereuen. Dann hätte ich sagen können, dass der Deal nicht eingehalten worden ist. Doch unser Deal wurde eingehalten.

Du hast Double den Erfolg also auch gegönnt?

Ja, auf jeden Fall. Ich gönne den Erfolg jedem Musiker.

Später hast Du auch das Comeback-Album von Nena produziert. Was gefällt Dir eigentlich an der Arbeit des Produzenten?

Mir gefällt generell die Arbeit mit der Musik. Was mir nicht gefällt, ist das ganze Drum und Dran. Das gefällt mir ganz und gar nicht, denn da kommen auf einmal Leute auf Dich zu, die Dir vorschreiben wollen, was Du anzuziehen, wie Du Dich zu benehmen und wie Du Interviews zu führen hast. Alle diese Dinge kommen dann ins Spiel, und das passt mir nicht. Ich arbeite gerne mit Leuten zusammen, die grosse Fähigkeiten haben und wissen, worum es geht, und die etwas Neues kreieren wollen. Das ist das Schönste an der Musik. Natürlich gefällt es mir auch, wenn mich Leute zu meiner Musik beglückwünschen. Nur die Vermarktungsmaschinerie passt mir nicht.

Wie würdest Du Deinen popmusikalischen Weg jetzt im Rückblick beschreiben? Angefangen hat es ja zuerst mit Country-Musik, dann kam die Popphase...

Als ich damit anfing, Musik zu machen, musste ich gegen meine Eltern ankämpfen. Meine Eltern wollten nicht, dass ich Musik mache. Dann ging ich noch mal in die Schule. Doch ich hatte auch einen Mentor. Er hiess Ernst Irniger. Er bat mich, in seiner Bigband mitzuspielen. In einer Jazz-Bigband passiert allerhand. Sehr viele verschiedene Akkorde und Theorien sind massgebend. Da muss man sehr viel wissen, wenn man in solchen Bands spielen möchte. Und ich als Rockmusiker hatte keine Ahnung von all diesen Jazzakkorden. Doch er hat mir diese beigebracht. Ich hatte also einen Background als Bigbandmusiker, dann besuchte ich vier Jahre lang das Konservatorium und studierte klassische Musik, und schliesslich machte ich noch ein Berufsstudium. Das ist mein Background als Musiker. Als solcher habe ich immer das gemacht, was mir gefiel. Und der Song «On My Way To L.A.» geht auf diese Zeit in der Bigband zurück mit diesen Bläsersätzen. Diese Zeit hat mich als junger Mensch geformt. Mit diesem Song habe ich überall angeeckt. Es hiess zum Beispiel, dass ich das nicht machen durfte, dass ich kein Trompeten- oder Basssolo bringen durfte. Das war in einer Zeit, als Michael Jackson gross aufkam. Es hiess, dass das niemand hören wolle. Ich ritt nicht auf einer Popwelle. Ich machte das, was mir gefiel. Letztendlich wurde es dann dennoch ein Hit, doch anfänglich sagte mir jeder, dass ich es besser sein lassen solle. Ich machte es aber trotzdem, weil ich es cool fand. Ich machte also diese Popalben, was mir sehr gefiel. Später machte ich mein Bob-Dylan-Album, das mich recht lange beschäftigte. Und wenn ich heute Musik mache, dann immer mit brennbaren Instrumenten, wie man so schön sagt, denn ich kann kein Album machen, das nur auf computergesteuerten Elementen aufbaut.

Ich habe gelesen, dass Du über eine Million Franken verdient hast mit Deiner Musik in den achtziger Jahren. Stimmt das?

Ja. Im Totalen, wenn man alle Alben zusammengefasst, ja.

Dann ging also die erste Ehe in die Brüche. Stimmt es, dass Du nach der Scheidung 1995 quasi pleite warst?

Ja, ja, das stimmt. Ich musste Konkurs anmelden.

Jetzt aber lebst Du schon seit über zehn Jahren in den Vereinigten Staaten. Hast Du inzwischen die amerikanische Staatsbürgerschaft angenommen?

Nein, das habe ich noch nicht gemacht.

Hast Du das noch vor?

Na ja, ich warte einmal ab, wie es weitergeht. Ich muss gestehen, ich war sehr unzufrieden mit der Situation Bush. Und auch sehr überrascht, dass man Bush wieder gewählt hat. Und deshalb warte ich noch ab, was als Nächstes passiert. Mit der Politik in diesem Land bin ich nicht ganz einverstanden. Doch es sieht gut aus für die Zukunft. Wir kommen wohl wieder auf den rechten Weg.

Du bist ein Sprössling einer katholischen Familie aus der Innerschweiz. Trotzdem bist Du als Kind weit herumgekommen. In Kanada geboren, in Frankfurt aufgewachsen und in Luzern die Lehre und das Musikstudium absolviert... Wo fühlst Du Dich eigentlich zu Hause?

Ich muss sagen, dass ich die Schweiz insofern vermisse, als ich meine besten Freunde dort habe. Aber daheim fühle ich mich jetzt in Florida. Ich habe das Gefühl, nach Hause zu kommen, wenn ich nach Florida zurückkehre.

Warum wollten Deine Eltern unbedingt, dass Du eine KV-Lehre machst? Du hast ja gesagt, dass sie nicht besonders begeistert waren von Deiner Musikerkarriere...

Weil mein Vater dies damals so wollte.

Dann ist dies also auf Deinen Vater zurückzuführen?

Jawohl. Ich muss sagen, dass dies an und für sich keine schlechte Entscheidung gewesen ist, denn es gibt Dir einen guten Einblick in das Ausfüllen von Steuerformularen, in die Buchhaltung usw.

Profitierst Du heute davon?

Ich weiss nicht. Ich mache keine buchhalterischen Arbeiten. Um mir das Konservatorium leisten zu können, habe ich Buchhalterarbeiten gemacht. Ich finde, dass mir die KV-Lehre punkto Allgemeinbildung eine gute Basis vermittelt hat.

Ist es wirklich wahr, dass Du während der Ausbildung eine Kurzhaarperücke tragen musstest, um Deine Löwenmähne zu verstecken?

Ja, ja, das ist wahr, drei Jahre lang. (Lacht)

Wann war das genau?

Ende der sechziger Jahre, so zwischen 1965 und 1969.

Die langen Haare waren also gesellschaftlich noch nicht akzeptiert?

Nein, «no way», das ging nicht! Was die jungen Leute von heute so tun, das durften wir uns damals nicht erlauben. (Lacht) Wir waren damals Vorreiter und Vorkämpfer, damit wir heute überhaupt Jeans anziehen dürfen. Damals kämpfte man an gegen das Establishment. Die Jugend fing damals an zu rebellieren. Vor jener Zeit musste ein Sohn genau das machen, was ihm der Vater befahl. Er zog also die Kleider an, die ihm der Vater vorschrieb. Und er liess sich die Haare schneiden, weil es der Vater so wollte. Und dann kamen die Beatles, die ihre Haare ein bisschen über die Ohren haben wachsen lassen. Anfang der sechziger Jahre trug kein Mann lange Haare. Wenn man sie nur ein wenig über die Ohren hatte wachsen lassen, dann war das schon ein Drama. Du hättest meine Eltern hören sollen. (Lacht)

Dann waren die langen Haare also eine Errungenschaft der 68er Bewegung?

Es war damals halt einfach anders. Jede Generation spricht von der eigenen Zeit. Doch es war wirklich so.

Zunächst wolltest Du die Jazzschule machen, hast aber dann ins Konservatorium gewechselt, um klassischen Gitarrenunterricht zu lernen. Warum dieser Wechsel?

In der Jazzschule gefiel mir das Umfeld nicht so gut. Mir passte diese hochnäsige Art der Leute nicht, die quasi einen normalen Dreiklang als nichtexistent abstempelten. Dieser Umstand gefiel mir nicht. Mir gefällt zum Beispiel die Country-Musik. Diese Musik ist bezüglich der Harmonielehre relativ einfach gestrickt und basiert eher auf der Klassik. Doch man spielt diese Musik von Herzen. Und dann höre ich Jazzmusik, die eher kopfgesteuert ist. Das war im Grunde der Hauptunterschied. Ich mag Musik, die vom Herzen kommt.

Wie war es in Deinen Anfängen, in den sieben Jahren vor der Gründung des Soloprojekts? Du bist damals ja durch halb Europa getourt und hattest vor allem in Italien Erfolg...

Das war Ende der siebziger Jahre mit Carmen & Thompson. Wir waren damals also im Duo unterwegs. Bereits damals hatten wir Top-Ten-Platzierungen. Wir traten damals in eineinhalb Jahren in über sechzig Fernsehsendungen auf. Es waren die Jahre mit der grössten Bühnenpräsenz. Wir waren in Südfrankreich, Tunesien, Italien, im ganzen Mittelmeerraum. Wir spielten an den grössten Festivals vor bis zu 25'000 Leuten. Wir führten hunderte von Radiointerviews. Wir lebten nur aus dem Koffer, von einem Hotel zum nächsten.

Gibt es etwas, das Du heute anders machen würdest in Deinem Leben, wenn Du die Chance dazu hättest?

Ich persönlich nicht. Doch ich hätte schon einen Wunsch: Wenn Eltern sehen, dass ihr Kind Talent hat, dann sollten sie es auch fördern. Ich könnte mir wünschen, dass ich von meinen Eltern gefördert worden wäre. Denn als junger Mensch weisst Du nicht genau, was für Optionen Du später im Leben haben wirst. Eltern, die diese Lebenserfahrungen schon gemacht haben, sollten hier ein bisschen weitsichtiger sein und Dir die Möglichkeit geben, Dich zu entfalten. In meinem Fall war es so, dass ich nicht voll auf die Musik setzen konnte. Ich wurde von meinen Eltern, speziell von meinem Vater, immer wieder beschimpft. Meine Freunde waren in seinen Augen alle Arschlöcher. So war es wirklich! Das hat mich gehemmt. Ich habe erst mit zwanzig Jahren mit Musik angefangen, also in einem Alter, in dem man bereits die Ausbildung hinter sich haben sollte. Das geht dann psychologisch viel tiefer, wenn Du als Kind von Deinen Eltern nicht akzeptiert wirst. Das kann ich als Wunsch angeben. Eltern sollten ihr Kind fördern, wenn sie sehen, dass es Talent hat.

Phil Carmen, «My Way – Hits & Rarities»
(2007, Universal)
Info: www.philcarmen.com

JED
LP

Bild: LTJ Bukem im Oldies Shop Bern / Beat Schweizer www.beatschweizer.com

DANCEFLOOR

«ich stelle mir vor: das ist mein allerletztes set.»

Von Till Hillbrecht - Diggin' in the crates with LTJ Bukem: Die Drum'n'Bass-Legende auf der Suche nach schwarzem Gold. Foto: Beat Schweizer

■ Von Zeit zu Zeit entstehen Beziehungen zwischen Dingen, die in ihrem Wesen grundverschieden zueinander sind, ihr Zusammenspiel, ihre Kompatibilität sich aber als lebensnotwendige Grundlage bedingt. Unerklärbar, weshalb die wie von kosmischer Überhand geleitete und zusammengeführte Symbiose so gut gedeiht. Verbindungen, die sich bereits totgesagt über die Mehrheit hinwegsetzen, verborgen in unserer Gesellschaft mitlaufen und uns dann und wann mit einem kurzen Aufschrei, einem kleinen Seitenhieb an sich erinnern lassen. Solche Beziehungen findet man hie und da, man muss derweil ein wenig suchen. Oder im Stillen darauf warten, bis sie an einen herantreten. Denn es gibt sie. Und sie werden Dich finden. Menschen mit empfänglichen Ohren haben bessere Chancen.

Das ist die Geschichte der Liaison zwischen einer Kunststoffscheibe und einem Musiker. Eine Liebe zwischen einem Ding, welches von einigen als schwarzes Gold bezeichnet wird, von welchem andere gar nicht mehr wissen, was es ist und einem Mann, dessen ganze Kreativität, dessen ganzes Musikvermächtnis bis heute und auch in Zukunft auf dieser Beziehung beruht. Jenem Mann, von dem Herbie Hancock sagt, er mache den Jazz des 21. Jahrhunderts. Es ist dies die Liebesgeschichte der Schallplatte und DJ Danny Williamson, bekannt als LTJ Bukem, einem der Pioniere des Drum'n'Bass. Erzählt und ans Herz gelegt in Berns grösstem Secondhand-Plattenladen, ein paar Stunden vor Bukems Auftritt in der Grossen Reithalle am «Unreal» Drum'n'Bass-Spektakel. MC Conrad, Freund der Familie und Bukems Live-Support auf der Bühne seit Jahren, ist auch dabei.

Die beiden schauen sich um. Der Raum ist bis unter die Decke mit Schallplatten gefüllt, einige Zehntausend werden es sein. Conrad fragt direkt nach der Hip-Hop-Abteilung und beginnt in den Plattenkisten zu wühlen. Er wird es für die ganze nächste Stunde tun. Das hätte er nicht erwartet, meint Danny: «So kannst Du Dir in etwa mein Wohnzimmer vorstellen.» Sein Schmunzeln verrät, dass der Vergleich nicht ganz ernst gemeint ist, aber die beiden Briten erwecken momentan sowieso eher den Eindruck zweier Kinder, die mit ihrer Mum gerade einen Spielzeugladen in der Vorweihnachtszeit besuchen.

«Heutzutage treffe ich einen Promoter und der schaut mit ungläubigen Augen meine Tasche voller Platten an. Remember...? DJ? Disc Jockey? Records? Hey, was soll das, ich will keine Musik auflegen, die ich nicht berühren kann». Danny spricht nicht verärgert, sondern vielmehr belustigt über das heutige Verständnis der DJs. Dass er es vermissen würde, seine Platten nicht aus der Hülle zu nehmen und auf den Plattenspieler zu legen: «Platten lassen dem Discjockey Fehler zu. Das mag ich. Sie verlangen eine absolute Konzentration von Dir, die Mechanik zwischen Medium und Plattenspieler zwingt Dich dazu, ständig bei der Sache zu sein.» Einen verdammten Dinosaurier nennt sich Danny in dieser Beziehung, aber er wäre gelangweilt ohne all das. «There's only vinyl man», sagt er. Keine CDs oder mp3. Der Dinosaurier passt nicht ganz: Er hat nicht überlebt, DJs von der Sorte Bukem existieren noch. Aber ja – sie sind vom Aussterben bedroht. Conrad findet derweil alte Mantronix-Scheiben, Danny will James Brown hören. Sein Mobiltelefon klingelt, er ist ein gefragter Mann an diesem Abend.

Danny Williamson setzt sich früh mit Musik auseinander, lernt als Junge Trompete, Schlagzeug spielen. Vor allem aber Klavier fasziniert den Engländer, sein Musiklehrer sagt ihm grosses Talent nach. In verschiedenen Bands gibt er sich vor allem der Jazzimprovisation hin, bis der Hang zur Platte Überhand nimmt – zum Ärger seines Musiklehrers: «Als Musiker muss man jeden Tag üben, üben, üben. Als ich dann als DJ anfing, war ich von Platten besessen. Shit, mein Lehrer hätte mir sogar die Ausbildung an der Musikhochschule bezahlt», sagt Danny und lacht.

Der zunehmende Erfolg als DJ wird entscheidend: Ende der 80er Jahre spielt Bukem erstmals vor 10'000 Menschen, sein erster Release «Delitefol» wird veröffentlicht, die Gründung sein Labels «Good Looking» folgt. Es ist die Zeit der grossen Raves, DJs wie Hype, Grooverider oder Jumpin' Jack Frost werden bekannt und prägen diesen einen von vielen Musikstilen, die England in den 90ern als Mutter der elektronischen Musik gebärt. Vieles stirbt früh, Ragga-Jungle hält sich ein paar Jahre über Wasser, Drum'n'Bass lässt sich ein wenig mehr Zeit, um später erst richtig aufzublühen.

Danny durchstöbert die Funkabteilung, die drei Reihen Drum'n'Bass-Platten wird er während des ganzen Abends nicht einmal überfliegen. «I'm a Soulman», antwortet er auf die Frage, welche Stile er anbieten würde, wären alle wichtigen musikalischen Einflüsse in seinem Kopf wie ein eigener Plattenladen. «Aber ich mag mich nicht auf einen Stil festlegen. Mein Plattenladen müsste viel Reggae haben, das alte Studio One Zeug. Jazz hätte seinen Platz, aber auch Hip Hop war immer ein wichtiger Begleiter in meinem Leben, bis heute.» «Yo Con, wie heisst dieser Westcoast-Typ, den wir kürzlich erst...etwas mit Lip, mein verdammtes Namensgedächtnis ist schrecklich. Lip oder so was.» Conrad: «Madlib?»

Danny: «Ja genau! Madlib! Der bringt Soul und Jazz in die Beats. Diesen Scheiss liebe ich.» Diesen Scheiss liebt der Soulman und abermals meint sein Telefon, dass er jetzt dann wirklich langsam gehen sollte.

Die Vorliebe für Downbeat stillt Bukem erstmals 1996 mit der Compilation «EARTH» Vol. 1, deren Fortsetzung, bis dato Volumen 7, eine der erfolgreichsten und hochwertigsten Compilation-Serien im überfüllten Downbeat- / Ambientsektor wurde und dem Willen ihres Schöpfers nach auch in Zukunft weitergeführt wird. Eigene Produktionen stehen in ständiger Konkurrenz zu Bukems filigranen Live-Mixkünsten, die er auf nunmehr zehn Progression-Session-Mixalben auf Platte gepresst hat. Nummer elf ist im Kasten. Was ist also dieser Danny Williamson? Produzent, DJ oder Labelchef?

Wagen wir den Vergleich eines grossen Mischpults, dessen Kanäle je mit einer Funktion belegt sind. Mal ist der Produzentenkanal voll offen, mal der Fader des Labels und mit ihm viele andere Support-Knöpfe verschiedenster Künstler, die Bukem pushen will. «It's a megamix», sagt Danny und lacht laut heraus. Er sei ein Kontrollfreak und habe es am liebsten, wenn alle Fäden durch seine Hände laufen. Aber einfach sei es nicht. «Die Tage haben zu wenig Stunden für mich. Ich stehe morgens früh auf, weil ich meine Ideen realisieren möchte und gehe abends spät ins Bett, weil ich noch ein paar Platten mischen will», sagt er. Doch dass er machen dürfe, was er liebe, bezeichnet Danny als Segen. «Ständig als DJ um die Welt zu reisen, ist nicht einfach», meint er, «Producer zu sein ist nicht einfach. Aber dass Musik mein Beruf ist, dafür bin ich sehr dankbar.»

Nur der DJ-Kanal auf unserem Mischpult, der ist ständig auf maximalem Pegel und liefert nonstop Output. «I can't live without a mix», sagt Bukem, es geht nicht um die Show: «Für mich geht es um den Mix, das Mischen der Platten. Wenn ich auflege, stelle ich mir immer vor: Das ist mein allerletztes Set. Es ist zu wichtig für mich. Manch-

There is Desire Left (Knock, Knock)

40 Jahre Bildende Kunst

aus der Sammlung Mondstudio

25.1. – 27.4.2008

Adolf Wölfli Universum

Eine Retrospektive

1.2. – 18.5.2008

Der Himmel ist blau

Werke aus der Sammlung

Morgenthaler, Waldau

1.2. – 18.5.2008

Kunstmuseum Bern

Hodlerstrasse 8 – 12 | 3000 Bern 7 | T 031 328 09 44
www.kunstmuseumbern.ch | info@kunstmuseumbern.ch
Öffnungszeiten: Di 10 – 21h | Mi – So 10 – 17h

Alles was Kultur braucht: Dialog!

www.ensuite.ch

Die neuen Inseratetarife für ensuite Bern, ensuite Zürich und artensuite finden Sie auf unserer Webseite oder rufen Sie uns an: Telefon 031 318 60 50 - Wir beraten Sie gerne.

Das Musikkino

Attwenger Adventure

Regie: Markus Kaiser-Mühlecker; Dokumentarfilm; A/2007, Beta, OV, 90 Min.

Das oberösterreichische Duo Attwenger spielt seit 1991 ihre unnachahmliche Mischung aus Lautmalereien, Beats und Folklore. Der Film geht dem Phänomen Attwenger mit vielen prominenten Fanstimmen und Bildern aus dem Archiv auf den Grund und begleitet HP Falkner und Markus Binder auch auf einer Tournee durch die Schweiz. Mit Aufnahmen aus dem Café Kairo in Bern und dem Zürcher Helsinki.

Konzert: 31. Jan. 21.00h ISC Bern www.isc-bern.ch

cinématte restaurant · bar kino

Mittwoch, 30. Januar 2008, 20.00h
Kino Cinématte
Wasserwerkgasse 7, 3011 Bern
Reservationen: 031 312 45 46 od. www.cinematte.ch
Vorverkauf: Rockaway Beach
Speichergasse 35, 3011 Bern

RIFFRAFF

Sonntag, 3. Februar 2008, 21.00h
Kino Riffraff
Neugasse 57-63, 8005 Zürich
Tickets online www.riffraff.ch
Tel. Kasse 044 444 22 00

BOURBAKI

Mi, 6. Februar 2008, 20.45h
Kino Bourbaki
Löwenplatz 11, 6004 Luzern
Tickets online www.kinoluzern.ch
Tel. Kasse 041 419 99 99

Konzept, Programmation: Sarah Stähli, Benedikt Sartorius

ensuite

mal komme ich um vier Uhr morgens nach Hause und lege für mich auf. Dann denke ich: Wow, dieser Track tönt grossartig mit diesem und freue mich wie ein kleines Kind, weil zwei Platten zusammen so gut klingen. Dann rufe ich Conrad an: Hey Con, hör Dir das mal an!»

Conrad verdreht die Augen und bestätigt, er hört sich immer noch Mantronix an. Danny lacht, wird wieder ruhig und sagt besonnen und mit ehrlichem Ernst, dass er auch nach 25 Jahren als DJ immer noch komplett vom Mixen fasziniert sei und es kein Grund gäbe, dass sich daran etwas ändert. Noch nie ans Aufhören gedacht?

«Ich kann mir wirklich vorstellen, noch mit sechzig aufzulegen», sagt Bukem, «auch wenn das meine nicht Freundin nicht gerne hört. Die Leute sagen, ich sehe genervt aus, wenn ich spiele, dabei bin ich einfach konzentriert. Hinter den Plattenspielern verbringe ich meine wertvollste Zeit: Es ist die Zeit meines inneren Friedens, wenn ich vor 10'000 Leuten einen Mix mache, den ich zuvor in meinem Schlafzimmer ausprobiert habe und er funktioniert.»

Bukems Sound entwickelt sich schon früh zu flächengefüllten Soundscapes, die sich von schnellen Jazz- und Funkbreaks treiben lassen. Vielleicht hat ihn die Stärke oben gehalten, nie auf einen der vielen Zügen aufzuspringen, die so schnell sie anbrausten, gleich wieder in einem Tunnel in Musiklandschaft verschwanden oder nach kurzem auf dem Abstellgleis landeten. Sondern dass er sich vielmehr von all diesen Einflüssen inspirieren liess und sich Scheiben davon für seine eigenen Produktionen abgeschnitten hat. «Ich mag alle verschiedenen Drum'n'Bass- / Jungle-Richtungen, aber ich habe meinen eigenen Weg darin gefunden», beschreibt Danny seine Sicht der Dinge: «Wenn ich mal etwas Hartes, etwas Aggressives spiele, sagen die Leute: Oh, schau an, der Bukem. Er spielt den dunklen Shit, was ist los? Dabei ist es so: Ich habe euch anfangs 90er Jahre diesen Shit gebracht! Früher war ein Track wie vier Stücke zusammen: Erst ein harter Ragga-Beat, dann Breaks, plötzlich House-Elemente, Streicher. Wir waren damals diejenigen, die das gemacht haben. Das wissen die Kids gar nicht mehr, die kommen zum Gig und fragen sich: Oh, warum hat es da Streicher? Warum tönt das so und so... weshalb? Weil... wir haben nie was anderes gemacht!»

Genauso ärgert es ihn, wenn etwas nicht funktioniert. Er ist einer der wenigen DJs, die es für nötig halten, einen Soundcheck zu machen. Seine Vorbereitung ist jene sorgfältige eines Musikers: «Wenn ich auf die Bühne gehe und dann merke, dass die Plattenspieler nicht genügend stabilisiert sind, spiele ich nicht. Als noch niemand mit dem Computer aufgelegt hat, war das Wichtigste von allem ein solider Tisch für die Plattenspieler. Der beste Plattenspieler ist jener, der direkt in den Boden geschraubt ist. Heute gehst Du an einen Gig und auf der Bühne steht ein verdammter Picknick-Tisch.» Danny lacht und dreht sich zu Conrad und ruft: «Con, wir blasen den Gig heute ab. Ich will im Laden bleiben und Musik hören.»

Con: «Yeah. Wicked.»

Danny sucht die Platte «I'm a Believer» von The Monkees, Conrad ist inzwischen bei Eric B. angelangt. Er schnippt mit den Fingern, schwingt die Hüfte und sagt laut zu allen: «That's the heavy rumby stuff». Man hört's. Der Sound in seinen Kopfhörern würde jedem anderen einen Ohrenschaden bescheren.

«Meine erste Platte?», Danny überlegt kurz, schaut flüchtig auf sein Handy und probiert sich zu erinnern: «Die war von einem Typ namens Bert Weedon, ein Gitarrist, der The Shadows coverte. Und dann Scott Joplin, ‹The Entertainer›, ich wollte dieses Stück spielen können. Und The Jam. Das waren die ersten Scheiben, unterschiedliches Zeug». Wir gehen auf die Suche. «I'm a Believer» findet Danny ganz hinten beim Pop/Rock 70er/80er Jahre.

Diesem unterschiedlichen Zeug bleibt Bukem noch immer treu, er hat seinen soliden Musikpfad zwar geschustert, als Musikliebhaber ist er aber offen für alles. Er beteuert, auf das harte, dunkle Zeug zu stehen, nach wie vor. Wenn es denn eine gewisse Qualität von Dunkelheit besitze, nicht bloss harte Basslines. Es muss etwas haben, das Danny packt, auch wenn er nicht sagen kann, was es genau ist. Ein inneres Gefühl, welches ihm sagt: Das ist das richtige Stück für diesen Moment in diesem Set. Darauf baut Danny: «Ich spiele immer das, was ich will. Ich spiele nie für das Publikum. Das tönt blöd, aber ein DJ, der sagt, er spiele für das Publikum, ist ein Lügner. Wenn du das sagst, musst du zu Beginn der Show an der Türe stehen und jeden fragen: Was willst du hören heute Abend? Und du? Und du?»

Bukem wird an diesem Abend in der Reithalle am Unreal Drum'n'Bass-Event auflegen. 2000 Menschen werden erwartet, die nebst Bukem auch DJ Hype und Adam F sehen wollen. Allesamt Pioniere in ihrem Genre. Und doch inzwischen weit voneinander entfernt. «Ich spiele mein Zeug, Hype wird sein Zeug spielen und es wird völlig verschieden sein. Du kannst die Leute nur faszinieren, wenn du spielst, was dich selbst fasziniert. Du faszinierst niemanden, wenn du dich ins Rampenlicht stellst und rumhüpfst, aber dein Set scheisse ist», antwortet Danny auf die Frage, was er von dem bevorstehenden Event hält; «so war es auch früher in den Anfängen. Da waren Hype, Grooverider, Fabio, Jumpin' Jack Frost, ich...alle zusammen und jeder mit seinem eigenen, differenzierten Sound. Und so sollte doch Musik sein. Menschen sollten fähig sein, alle möglichen Arten von Musik hören zu können und keine Schubladen zu bilden. Manchmal kommen Freunde zu mir nach Hause mit ihren Taschen voller Platten. Wir hören uns das Zeug an und wenn ich etwas gut finde, ist es mir egal, was es ist. Dann finde ich es einfach gut und will es beim nächsten Gig in meiner eigenen Tasche dabei haben.»

Was hält LTJ Bukem von der Bezeichnung Intelligent Drum'n'Bass, die allgemein für seinen Musikstil verwendet wird? Er muss lachen und ruft: «Intelligent D'n'B? Was ist denn das? Mein Gott, will mir jemand sagen, mein Sound sei intelligent? Und Hypes Sound ist dumm oder was?» Es sei doch vor allem die Presse, die solche Dinge erfindet, meint Danny und ist froh um das Versprechen, dass man diese Sicht in der Berner Presse ja widerlegen könne.

Dannys Mobiltelefon. Klingelt und klingelt. Er müsse jetzt wirklich gehen. «Aber ich komme wieder, auf jeden Fall», ruft er. Hey Danny, was ist dein Ding? Er schaut kurz auf und sagt mit ruhiger Stimme und als ob er gleich sein Geheimrezept verraten würde: «Mein Ding ist es, Leute auf eine Reise mitzunehmen, eine musikalische Reise. Du sollst am morgen aufwachen und das Gefühl haben, die ganze Nacht durch Klanglandschaften geflogen zu sein. Es soll mehr sein als ein Set, es soll Dich darüber hinaus begleiten. Das ist es.» Es begleitet mich seit über zehn Jahren.

Nachtrag, 15.12., 04:00 h – LTJ Bukems Set war wie... siehe letzter Abschnitt.

Nachtrag, 15.12., 11:00 h – Danny steht am Morgen nach seinem Auftritt wieder im Laden. Und muss wohl beim Rückflug Übergewicht bezahlen. Schallplatten sind schwer. Und der Soulman geht mit einigen Scheiben mehr heim als er gekommen ist.

Dank an Oldies Shop Bern.

ECM listening post

Von Lukas Vogelsang

Setting Standards – New York Sessions

■ 1983 hat das Wunder-Jazz-Trio um den erfolgreichsten Jazz-Pianisten aller Zeiten (das legendäre «The Köln Concert» von 1975 ist die meistverkaufte Soloplatte Jazz) in einer der kreativsten Schaffensprozesse die Standards aufgenommen. Wenn auch etwas Revivalnachgeschmack an der Sache hängt und wir hier «nur» ein Jubiläumspaket zelebrieren können, so freut die vorliegende Dreier-Kombi-Zusammenstellung «Setting Standards - New York Sessions».

Keith Jarrett wollte mit seinen Jazz-Standards, welche in verschiedenen Fassungen bereits veröffentlicht wurden, demonstrieren, dass «Musik aus Musik entsteht, aus Ideen, aus Material, das man nicht besitzen muss.» Und diese Jazz-Standards auf diesen drei CDs klingen, wie sie vorher und nachher kaum wieder zum Klingen gebracht wurden. Wenn man bedenkt, dass die Aufnahmen ohne Absprachen unter den Musikern in zweieinhalb Tagen

aufgenommen wurden, so kommt man ins Grübeln. Hier hat sich Hochkarätiges an einem Punkt getroffen und die Jazzgeschichte noch einmal mitgeschrieben.

Sicher, man kann sich göttlich darüber ärgern, dass Keith Jarrett ziemlich exzessiv mitsingt. Das kann tatsächlich nerven und vom Zuhören ablenken. Im Anbetracht der hohen Konzentration und Intensität der Spiellust, welche als Vorbild für alle JazzmusikerInnen gelten sollte, ist dies verzeihlich und dient zur humoristischen Auflockerung. Innigkeit ist es, was die drei Herren aus der Musik herauskristallisieren. Ein dynamisches Feuerwerk und einfühlsames Ganzes – in jeder Sekunde gelebte Musik. Deswegen werden diese Jazz-Standards erst durch dieses Trio zu richtigen Standards. Dann nämlich, wenn sich die Präsenz der Freiheit nach 25 Jahren noch einmal zu uns ausbreitet und kraftvoll die Existenz von «Musik aus Musik» darlegt.

Setting Standards – New York Sessions (3-CD Set)
ECM 2030-32

POP- / ROCKMUSIK

frühes leid, späte kratzer. dafür jetzt.

Bild: zVg.

Von Till Hillbrecht - Lou Reeds «Metal Machine Music», live am Blueprint-Festival

■ Ein neues Zeitalter bricht an. Sagt die Dampfzentrale und setzt den Startschuss mit dem Blueprint-Festival. Jetzt ist das Erstaunliche: Jenes neue Zeitalter wird mit einem Werk eingeläutet, das bereits 1975 veröffentlicht wurde. Aber, man spitze die Ohren: Diese Komposition passt deswegen zu einem neuen Zeitalter, weil sie damals um so viele Meilen ihrer Zeit voraus war, dass die Veröffentlichung nach nur drei Wochen vom Markt genommen wurde. Kein anderes Album hatte zuvor so hohe Rückgabezahlen wie dieses verursacht. In den siebziger Jahren war das Album, man darf es sagen: Die Katze im Sack, keine Mogelpackung, aber doch irgendwie ganz weit weg von dem, was man von einem Musiker erwartet, der sonst die Hitparaden stürmt. Ein Doppelalbum gefüllt mit Loops, Feedbacks und Verstärkerbrummen. «Metal Machine Music»: Vielleicht das meist unterschätzte Album eines bekannten Rockmusikers. Lou Reed wurde nach dieser Veröffentlichung prophezeit, nie mehr eine Platte aufnehmen zu können.

«Walk on the wild side». Der Titel von Lou Reeds Hit würde sich gut als Programmtext für sein Werk «Metal Machine Music» eignen. Naja, vielleicht doch eher: Walk on the very wild side. Oder noch besser: An ecstatic trip to the very wild side. A Trip through the very wide and wild universe of sound and noise. Dass sich das Album einmal vom Beinahe-Karrierenknicker weg zu einem wichtigen avantgardistischen Stück Musik wandeln würde, hätte Reed selbst nicht gedacht. Erst als das Album als Re-Issue im Jahr 2000 wieder gepresst wurde, aber vor allem nachdem es mit dem Zeitkratzer-Ensemble 2002 live aufgeführt wurde, bekam der ehemalige Sänger und Gitarrist von Velvet Underground künstlerische Anerkennung dafür.

«Metal Machine Music» entstand in Reeds Loft während des Experimentierens mit Gitarren und Feedbacks. Wellenüberlagerungen, erst ein neuer Klang, dann zwei, drei vier, noch einer, noch einer waren das Resultat. Obertonspielerei, Rhythmusvariationen, einmal als feiner Zusammenklang, einmal und doch eher meistens als geradliniger Lärm. Aber Lärm mit einem gewissen Charme. Zur dieser linearen, horizontalen Komposition spielte Reed verschiedenste Melodien ein und manipulierte sie über die Abspielgeschwindigkeit der Bänder, auf denen sie aufgenommen wurden. Nicht wirklich Pionierarbeit, diese Arbeitsweise war zu jener Zeit durchaus schon bekannt und praktikabel. Aber als gestandener Rockmusiker ein solches Album zu einer Zeit herauszubringen, in welcher die Ohren der Massen noch weniger offen waren als heute, ist ein mutiger Schritt. Dabei ist es durch und durch Rockmusik. Stromgitarrenschwerlastlärm, let's Rock'n'Roll. Einfach auf eine ganz andere Art und Weise.

Das Album aufgenommen in ein paar Tagen, ein Konzept zwar erkennbar, aber eigentlich nicht denkbar, diese Musik auf die Bühne bringen zu können. Bis das avantgardistische Kammerorchester Zeitkratzer die Idee hatte, «Metal Machine Music» live zu spielen, hätte auch Reed selbst nicht daran geglaubt. Die 11-köpfige Gruppe will es sich aber nicht nehmen lassen, spielt Lou Reed Ausschnitte und Ideen rund um «Metal Machine Music» vor, die Reed so überraschen, dass er sich eine Realisierung der Aufführung vorstellen kann. In der Folge entwickeln Ulrich Krieger und Luca Venitucci, Saxophonist beziehungsweise Akkordeonspieler des Zeitkratzer-Kollektivs eine «Metal Machine Music»-Partitur, welche die rund einstündige Klanglandschaft auf 34 Seiten festhält.

Die Metalmaschinenmusik fürs Orchester? Eine schwierige Angelegenheit, aber es funktioniert. Mitunter deshalb, weil sich Zeitkratzer von einem klassischen Musikergruppenmodell verabschiedet hat und sich entsprechend frei von Grenzen und Konventionen der Ursprungsidee des Albums annehmen kann.

Und so geht das Blueprint-Festival einen interessanten ersten Schritt auf der wilden Seite des neuen Dampfzentrale-Zeitalters. Auch einen gewagten. Ein wenig wie Reed 1975. Aber das ist gut so. Bei ihm hat's schlussendlich ja auch geklappt. Markant, ungewohnt und es ist doch wirklich passend: on the wild side.

Zeitkratzer (D) spielen am 24. Januar, 21:00 h, in der Dampfzentrale Bern am Festival Blueprint.

KINO

carlos leal: «die rolle eines sexbesessenen gefiel mir bisher am besten.»

Interview von Antonio Suárez Varela

■ Nach seinem vielbeachteten Auftritt als Casinodirektor im letzten Bond-Film setzt Carlos Leal mit Erfolg seine Schauspielerkarriere fort. Vor kurzem Vater geworden, durfte der Ex-Frontmann von Sens Unik zum ersten Mal eine Hauptrolle in einer mehrteiligen Fernsehproduktion darstellen. Auch im neuen Jahr stehen viele Engagements auf der Agenda. Der Lausanner will im internationalen Filmbusiness erklärtermassen hoch hinaus. Im Interview erläutert er seine Arbeitsweise, verrät seine Ziele und nimmt Stellung zur aktuellen Lage des Schweizer Kinoschaffens.

Zuletzt hast Du die Rolle eines Hauptermittlers in der spanischen TV-Serie «R.I.S. – Científica» verkörpert. Wie liefen die Dreharbeiten?

Sehr gut. Es handelt sich um eine grosse spanische Produktion. Es sind Leute dabei, die es gewohnt sind, mit TV-Serien und verschiedenen Fernsehformaten zu arbeiten. Sie machen vor allem klassische Krimiserien und Komödien. Es sind Profis. Wir begannen mit den Dreharbeiten im Juli. Ende November haben wir die erste Staffel abgeschlossen. Es lief gut. Im Ermittlerteam arbeiten sechs Polizeibeamte und ich bin der Polizist, der sich um den wissenschaftlichen Part kümmert, also DNS-Tests oder Computerrecherchen macht. Das ist sehr interessant, weil es für mich die erste Hauptrolle in einer TV-Serie ist. Ich weiss nicht, ob es eine zweite Staffel geben wird. Hier in Spanien gilt ein ähnliches Quotengesetz wie in Frankreich, Deutschland und andernorts auch.

Gefiel Dir die Rolle? Konntest Du ihr den eigenen Stempel aufdrücken?

Ja, selbstverständlich. Die Filmfigur gefällt mir deshalb so gut, weil sie Carlos Leal eben kaum ähnelt. Es handelt sich um eine Person, die schüchtern, introvertiert, diskret und nicht sehr redselig ist. Ich musste an dieser Charakterrolle arbeiten. Ich musste an meiner Sprechweise arbeiten, etwas leiser sprechen. Letztlich ging es also wirklich um eine Charakterstudie, und das reizt mich besonders an dieser Arbeit. Im Rahmen dieser Fernsehserie galt es zwei wichtige Dinge im Drehbuch zu beachten: einerseits die Ermittlungsarbeit der Polizei und andererseits das Privatleben der Darsteller. Meine Rolle verrichtet also während den Untersuchungen vorwiegend Laborarbeit. Doch was sich im Privatleben dieser Filmfigur abspielt, die ich verkörpere, ist sehr interessant, denn sie hat ihren Vater verloren und ist mit einem Mörder befreundet. Ausserdem verliebt sie sich in eine Ermittlerin der Polizeieinheit. Es handelt sich also um eine reichhaltige Charakterrolle, die mir sehr gefallen hat.

Du hast schon in zahlreichen TV-Produktionen mitgewirkt. Was läuft anders in Spanien als Du es bisher gewohnt warst?

Also ich denke, dass der einzige Unterschied der ist, dass die Spanier ziemlich ungezwungen sind. Das heisst, trotz der Tatsache, dass die Leute arbeiten, und sie arbeiten eher gut, versuchen sie stets, gut gelaunt zu sein und immer wieder ein paar Scherze zu machen. Das ist ziemlich cool. Als ich für die Deutschen arbeitete, ging es doch viel strenger zu und her, der Fokus war viel mehr auf die Arbeit ausgerichtet. Das ist der einzige Unterschied. Die Assistenten und der Technikerstab sind gut. Ich finde, dass es ziemlich angenehm ist, mit solchen Leuten zu arbeiten, denn ich habe schon für andere Serien wie «El internado», «El comisario» oder «Serrano» in Spanien gearbeitet. Die Stimmung am Set ist gut. Man lacht, und zwar sehr oft. Das ist angenehm.

Gefällt es Dir gut in Madrid?

Sagen wir mal, was mir hier in Madrid gefällt, ist, dass man mir viele Chancen gibt. Man hat mir ziemlich viele Türen geöffnet. Ich denke, dass ich dies im Wesentlichen meinem spanischen Agenten zu verdanken habe. Er ist ein sehr guter Agent und betreut namentlich Penélope Cruz hier in Spanien. Ich kann mir gut vorstellen, dass er über sehr viele Kontakte verfügt. Mir hat man also Türen geöffnet, die man mir woanders nicht notgedrungen geöffnet hätte. Im Übrigen, was am Leben in Madrid am angenehmsten ist, ist das Klima. Fast das ganze Jahr hindurch ist es schön. Sonnenschein gibt es nahezu täglich. Selten wacht man morgens auf und hat schlechtes Wetter. In Madrid scheint die Sonne immer. Das ist sehr angenehm. Was mein soziales Leben betrifft, so bin ich zurzeit noch dabei, es aufzubauen. Ich bin erst seit etwas mehr als einem Jahr hier. Ich war bisher in erster Linie mit Arbeit beschäftigt. Doch ich beginne jetzt langsam, meine kleine madrilenische Familie beisammen zu haben. Und das ist auch wichtig für mich, denn ich bin stets in Cliquen gross geworden, in Gruppen und Bands. Als ich Breakdance machte, war ich in einer Gruppe. Als ich Rap machte, war ich Teil dessen, was man auf Englisch «posse» nennt, das heisst eine «Crew», eine «Clique», oder eine «pandilla», wie die Spanier zu sagen pflegen. Darum ist es für mich wichtig, meine eigene «pandilla» auch in Madrid zu haben. Und ich fange gerade damit an, mir eine solche zuzulegen. Kürzlich hat man mir ein Theaterstück angeboten. Es ist ein sehr gutes Stück, von einem in Spanien sehr bekannten Autor namens Miguel Miura. Es handelt sich um eine Komödie. Und ich bin davon überzeugt, dass alles sehr gut über die Bühne gehen wird, denn es wird vom Teatro de la Danza produziert, eines der bedeutendsten Theater Madrids. Ich bin sehr zufrieden.

Fühlst Du Dich in Spanien zu Hause? Schliesslich bist Du ja selbst Spanier, Deine Eltern sind aus Galicien in die Schweiz eingewandert...

Obacht, also hier in Spanien betrachtet man mich nicht als Spanier. Die Leute betrachten Carlos Leal nicht als Spanier. In der Schweiz sehen mich alle als Spanier, (lacht) aber in Spanien sieht man mich eigenartigerweise eher als Franzosen, weil ich ein ganz klein wenig einen französischen Akzent habe. Ausserdem bin ich ziemlich gross. Und ohne es zu wollen, rage ich meist in einer Menschenmenge als Grösster heraus. Bei «R.I.S.» war ich der grösste Schauspieler und auch im Theater werde ich der Grösste sein. Es gibt verschiedene Faktoren, die schliesslich dazu führen, dass man mich tatsächlich nicht zu hundert Prozent als Spanier betrachtet.

Und Du? Wie siehst Du es? Bist Du beides, Schweizer und Spanier, oder keines von beidem?

Also kulturell betrachtet, ist es so: Ich bin in einer frankophonen Kultur aufgewachsen, denn ich komme aus Lausanne. Meine ganze kulturelle Basis ist deshalb im Wesentlichen französischsprachig oder amerikanisch, wenn du willst, wegen des Hip-Hop und so. Tatsache ist, dass ich im Bereich der spanischen Kultur noch einiges zu lernen habe. Was meine Erziehung angeht, so habe ich wirklich das Gefühl, je zur Hälfte Schweizer und Spanier zu sein. Und als Schauspieler bin ich Europäer, denn ich habe in Frankreich, Deutschland, in der Schweiz und Spanien gearbeitet. Ich habe auch für die Engländer gearbeitet, was ich gerne fortsetzen möchte, so hoffe ich doch. (Lacht) Zurzeit betrachte ich mich als europäischen Schauspieler, denn ich verfolge noch Projekte in Spanien, Frankreich und in der Schweiz.

Seit einigen Jahren schon verfolgst Du ernsthaft eine Karriere als Schauspieler und Komödiant. Seit wann wusstest Du, dass Du nach der Musik zur Schauspielerei wechseln wolltest?

Ich wollte eigentlich gar nie von der Musik zur Schauspielerei wechseln, denn die Musik ist mir einfach zu wichtig. Ich hoffe, dass ich sie niemals aufgeben werde. Im Augenblick ist es so, dass mir die Zeit für die Musik fehlt. Ich muss meine Zeit dem Schauspielerberuf widmen. Denn um eine Karriere aufbauen zu können, braucht es viel Zeit, vor allem wenn man wie ich die Karriere mit 32 Jahren begonnen hat. Wenn du mit 18 Jahren anfängst, ist es leichter. Deshalb muss ich wirklich zu hundert Prozent präsent sein, und darum mache ich auch keine Musik mehr. Doch ich habe mit der Schauspielerei nicht deshalb begonnen, um keine Musik mehr zu machen, sondern vor allem deshalb, weil ich aus meinem Panzerkleid als Rapper von Sens Unik ausbrechen wollte.

Bild: Santi Rodriguez

Ich war mit Sens Unik während fünfzehn Jahre sehr glücklich. Sens Unik hat mir viel gegeben. Auch der Rap hat mich viel gelehrt. Aber nach fünfzehn Jahren brauchst du eine Veränderung. Und ab einem gewissen Zeitpunkt hatte ich wirklich das Bedürfnis, mich zu ändern. Ich hatte die Gelegenheit, Theater und einige Kurzfilme zu machen. Und auf einmal hatte ich diese Freiheit, andere Leute zu verkörpern, jemand anderer zu sein. Und das hat mir gut getan. Vor allem deshalb habe ich begonnen, an meiner Schauspielerkarriere zu arbeiten.

In Samirs bisher grösstem Film «Snow White» hattest Du die Hauptrolle. Sie war Dir auf den Leib geschrieben. Nur Du konntest Paco spielen, nicht wahr?

Oh, ich denke, dass es heute andere Leute gibt, die Paco spielen könnten. Es gibt viele andere Rapper, die dazu in der Lage wären. Samir kannte mich schon seit «Babylon», ein Dokumentarfilm über Immigranten, in dem ich mitgespielt hatte. Und da mich Samir also schon kannte, hat er für mich eine passgenaue Rolle geschrieben. Es stimmt, für mich war der Zeitpunkt perfekt. Doch heute spiele ich mit grossem Vergnügen Verbrecher, Homosexuelle oder Polizisten. Das ist echt toll.

Du hast einmal in einem Interview gesagt, dass Samirs Film kein spezifisch Schweizerischer Film sei, denn es geht in erster Linie um das Aufeinandertreffen zweier Welten: die Welt Pacos und die Welt Nicos, arm trifft auf reich, Moral auf Amoral. Dass die Trennlinien zwischen beiden Welten oft nicht so eindeutig sind, liegt auf der Hand und wird im Film eindrucksvoll veranschaulicht. Wie steht es aber mit diesem Gegensatz in der realen Gesellschaft? Ist die Schweizer Gesellschaft besonders gekennzeichnet durch diesen Gegensatz zwischen mittellosen Menschen auf der einen und Superreichen auf der anderen Seite?

Natürlich existiert der Gegensatz zwischen arm und reich in allen Ländern der Welt. Nun ist es so, dass in der Schweiz die Eigentümlichkeit darin besteht, dass es verschiedene Sprachen und Kulturen gibt. Es gibt nur wenige Länder, die innerhalb ihrer Landesgrenzen durch verschiedene Kulturen getrennt sind. In Bezug auf Paco und Nico ist das der Fall, denn sie kommen zudem aus zwei verschiedenen Kulturräumen. Im Film von Samir werden Menschen aus der Schweiz gezeigt. Im geografischen Mittelpunkt steht die Schweiz. Doch obwohl er in Anführungszeichen ein Heimatfilm ist, denke ich, dass er überall angesiedelt sein könnte. Als «Snow White» in Spanien gezeigt wurde, mochten ihn die Leute sehr, sie konnten sich wirklich identifizieren. Ich finde das toll, weil die Einwanderung, die die Schweiz in den Sechzigern und bis hinein in die achtziger Jahre erlebt hat, heute in Spanien ein Thema ist. Spanien erlebt eine starke Einwanderung aus Südamerika. Spanien beginnt nun gewissermassen Anteil zu nehmen an den Geschichten dieser «Secondos», denn es gibt hier viele Leute, die aus Südamerika einwandern und Kinder haben, die nicht ganz Spanier, aber auch nicht mehr nur Südamerikaner sind. Deshalb denke ich, dass der Film eine universale Sprache spricht. Und Samir ist ein sehr intelligenter Regisseur. Vor allem ist er eben ein Regisseur, der über eine ziemlich breite und objektive Sicht auf die Gesellschaft im Allgemeinen verfügt. Er ist jemand, der sich gut informiert über das Weltgeschehen, der auch weiss, wie die Gesellschaft funktioniert. Er interessiert sich für neue Bewegungen, die gegenwärtigen Jugendbewegungen usw. Er ist wirklich sehr gut informiert.

Du bist in Freiburg geboren worden und in einem Lausanner Vorort aufgewachsen. Seit längerer Zeit lebst Du aber im Ausland, in Paris zuerst und jetzt in Madrid. Hat sich Deine Sicht auf die Schweiz seither verändert?

Ja. Seit 2001 lebe ich im Ausland, damals zog ich nach Paris. Doch obwohl ich im Ausland lebte, war ich in der Schweiz präsent, denn ich setzte meine Tätigkeit mit Sens Unik fort. Am Anfang hatte ich gegenüber der Schweiz eine gewisse Verweigerungshaltung. Als ich jeweils in die Schweiz zurückkam, sah ich erst nur die Fehler. Doch allmählich, nach einer gewissen Zeit, ist mir bewusst geworden, wie sehr ich von den positiven Aspekten der Schweiz fasziniert bin. Mich fasziniert die Demut und Geduld der Menschen. Mich fasziniert, mit welcher Ruhe die Dinge in die Tat umgesetzt werden. Mich fasziniert auch die Schönheit des Landes, den respektvollen Umgang mit der Natur, der Landschaft und den Bergen. Ich finde das wirklich toll. Da ich jetzt nicht mehr dort lebe, ist es aber auch wahr, dass ich jetzt weniger Gelegenheiten habe, mit den Mängeln und den gesellschaftlichen Problemen der Schweiz konfrontiert zu werden. Wenn ich in die Schweiz reise, komme ich mir notgedrungen manchmal fast wie ein Tourist vor, der die Qualitäten des Landes erkennt. Doch es ist mir ebenso bewusst, dass die Schweizer Gesellschaft und Politik dieselben Probleme zu bewältigen haben wie andere Länder. Man kann die Probleme eben nicht ausblenden.

Viele Schauspieler werden schnell einmal in eine Schublade gesteckt und in eine fixe Rolle gedrängt. Welche Rolle behagt Dir am meisten? Der «Good Guy» oder der «Bad Guy»?

Ich bin beides. Ich habe das Glück, nicht in Schubladen gesteckt worden zu sein. Noch hat man das bei mir nicht gemacht. In der Schweiz vielleicht etwas mehr, aber in Spanien und Deutschland spiele ich Bösewichter. Ich denke, dass ich wirklich das Zeug zum Chamäleondarsteller habe. Und das ist es, was mich besonders reizt. Und zwar deshalb, weil mir dies einen reichhaltigen Fundus an schauspielerischen Darstellungsmitteln bietet. Dadurch kann ich viel mehr Facetten ausloten und habe mehr Möglichkeiten als Schauspieler.

Welche Rolle hat Dir bisher am besten gefallen?

Die Rolle, die mir bisher am meisten gefallen hat, war die eines Sexbesessenen in einem Kurzfilm mit dem Titel «Demain j'arrête». Ein Sexbesessener, der völlig weggetreten ist, trinkt und eine Gruppentherapie machen muss. Doch es gibt tolle Rollen zuhauf. Weisst Du, neulich habe ich in einem französischen Film gespielt, wo ich einen Wachmann spielte. Das war auch eine super Rolle. Auch da musste ich eine Charakterstudie machen. Ich musste meine Sprechweise ändern und viel derber sprechen. Dies war auch eine meiner Lieblingsrollen.

Was gefällt Dir besonders gut an der Komödie?

Ich glaube, dass die Komödie eine hohe Kunst ist, die nicht hoch genug geschätzt wird. Sehr grosse Wertschätzung geniesst die Komödie in Russland, in den osteuropäischen Ländern, aber auch in England und in den USA, etwas weniger gross ist sie im Rest Europas. Meiner Meinung nach ist die Komödie eine Kunst, die nur sehr schwer mit Anmut, Zwanglosigkeit und Qualität auszuüben ist. Eine komödiantische Rolle zu spielen, liegt meines Erachtens in der Reichweite von jedermann, doch eine Charakterrolle überwältigend, grossartig, faszinierend und unvergesslich zugleich zu machen, ist verdammt schwierig, selbst wenn es sich um einen Bösewicht handelt. Um das erreichen zu können, muss man sich in die Rolle verlieben, man muss ihr Wesen verstehen, wissen, woher die Person kommt, was sie macht, wohin sie geht, in welche Zwänge sie eingebunden ist, welches ihre Ziele und Probleme sind. Es geht wirklich um eine umfassende Basisstudie, die sehr interessant ist, weil sie Psychologie, Sensibilität und persönliche Erinnerungen einschliesst. Ich bin der Auffassung, dass ein Schauspieler intensiv an seiner Rolle arbeiten muss, um sie interessant zu machen.

Als Musiker hast Du schon so ziemlich alles erreicht. Du hast mit Leuten wie George Duke, MC Solaar, Steve Coleman oder Eric Truffaz zusammengearbeitet und warst mit Sens Unik auf der ganzen Welt auf Tournee. Du warst über fünfzehn Jahre lang in dieser Band. Gab es etwas, was Du aus dieser Zeit als Berufsmusiker mitnehmen konntest und jetzt als Schauspieler gebrauchen kannst? Es gibt ja viele Musiker, die eine Schauspielerkarriere einschlagen...

Ja, selbstverständlich. Gut, ich denke, dass es vor allem zwei Dinge gibt, die ich als Musiker in die Schauspielerkarriere mitnehmen konnte: zum einen, die Offenheit des Geistes. Obwohl wir eine Rapgruppe waren, versuchten wir uns mit Sens Unik nach vielen verschiedenen Musikrichtungen, so gut es ging, auszurichten: Jazz, Latin, Rock, Elektro. Von einem Album zum nächsten versuchten wir, neue Musikstile zu entdecken und mit Rap zu vermischen. Schon nur das hat uns den Geist geöffnet. Ich denke, dass man als Schauspieler einen offenen Geist haben und versuchen sollte, jene Neugier zu entwickeln, die ein zweijähriges Kind hat: Dies bedeutet, alles anschauen, erfühlen, verstehen und kennenlernen wollen. Das ist äusserst spannend. Zum zweiten, man braucht den «Rhythm», den Rhythmus. (Schnippt mit den Fingern) Ich muss feststellen, dass es viele Schauspieler gibt, die kein Rhythmusgefühl haben. Meiner Meinung nach ist der Rhythmus deshalb so wichtig, weil es Ruhephasen gibt. Die stillen Momente im Film sind genauso wichtig wie die Dialogparts. Und oft braucht es diese Stille. Jemand, der gut tanzen, singen oder musizieren kann, hat es leichter, Rhythmus in sein Spiel zu bringen. Und das ist sehr wichtig, selbst wenn du mit den Regisseuren sprichst. Regisseure, die es verstehen, Schauspieler gut instruieren zu können, werden dir immer sagen,

Bild: Kai Juenemann

dass es sehr wichtig ist, dass ein Schauspieler die Rhythmik respektiert.

Was möchtest Du als Schauspieler noch erreichen? Welche Ziele verfolgst Du?

Eine Schauspielerkarriere ist lang, vor allem für einen Mann, auch wenn es leichter ist als für eine Frau. Frauen kommen nur sehr schwer an Rollen heran, wenn sie älter werden. Doch ein Mann sollte seine Karriere behutsam weiterentwickeln und auf Qualität Acht geben. Ich werde mir also meine Zeit nehmen. Doch ich werde versuchen, so weit wie nur möglich zu kommen. Ich werde versuchen, dass das Publikum mich nicht als Schauspieler sieht, weil ich urplötzlich in einem Film gespielt habe und deshalb urplötzlich ein Schauspieler geworden bin, sondern weil ich nach und nach, von Film zu Film, meine Kunst, meine Möglichkeiten, verschieden Rollen zu verkörpern, erarbeitet habe. Das ist das Spannende daran. Ich glaube nicht, dass man einen Schauspieler auf Grund eines Filmes beurteilen kann. Erst nach einer Karriere von zehn, fünfzehn, manchmal dreissig Jahren kann man das tun. Mein Ziel ist es, mit guten Regisseuren zu arbeiten. Ich strebe eine internationale Karriere an. Doch dazu braucht es Zeit. Im Moment habe ich Aufträge in verschiedenen Ländern und ich hoffe, dass ich das fortsetzen kann. Ich möchte nicht, dass die Leute eines Tages sagen werden: Wow, Carlos hat in einem Bondfilm mitgemacht! Darauf pfeife ich! (Lacht) Es ist toll, dass ich beim letzten «James Bond» eine Rolle spielen durfte, aber ich habe keine Lust, dass die Leute nur das in Erinnerung behalten. Ich fände es toll, wenn man eines Tages sagen wird: Verdammt, den Carlos, den ich in diesem Film gesehen habe, ist nicht derselbe Carlos wie in diesem oder jenem Film! Mein Ziel ist es, meine Wandlungsfähigkeit als Darsteller weiterzuentwickeln und ein kompletter Schauspieler zu werden.

Wegen Terminschwierigkeiten musstest Du auf eine Teilnahme im Hollywoodfilm «My Life in Ruins» verzichten. Wann werden wir Dich in einem grossen Hollywoodfilm sehen?

Das habe nicht ich zu entscheiden.

Bewirbst Du Dich? Hast Du etwas am Laufen?

Leider bin ich noch nicht in der Lage zu sagen, dass man mich morgen in einem Hollywoodfilm sehen wird. (Lacht) Das wäre dann doch zu einfach. Wir werden sehen. Ich hoffe es. Noch habe ich grosses Vertrauen in den Schweizer Film. Auch das spanische und deutsche Kino reizt mich. Ich hatte dieses Casting für «My Life in Ruins». Ich hätte die Rolle gehabt, aber leider kann man nicht überall gleichzeitig sein. Dieses Jahr habe ich Projekte in Deutschland, Frankreich und hoffentlich auch in Spanien. Ich denke, dass Spanien ein sehr guter Brückenkopf sein kann, um den Sprung in die USA zu schaffen, denn es gibt enorm viele Schauspieler aus Spanien, die den Sprung geschafft haben.

Der spanische Film hat in Europa und der Welt einen ausgezeichneten Ruf, nicht zuletzt wegen der Filme Almodóvars. Auch viele Spanier wie Javier Bardem, Penélope Cruz oder Antonio Banderas haben es schon in Hollywood geschafft. Was zeichnet das spanische Kino aus?

Schwer zu sagen. Tatsache ist, dass das spanische Kino sehr oft surrealistische Themen auf die Leinwand bringt, ein bisschen in der Art eines Dalís. Es gibt viele Regisseure in Spanien, die mit dem Surrealismus spielen. Viele haben auch diesen typisch spanischen Stolz. Das ist eine der Eigenarten des spanischen Kinos. Ich glaube auch, dass Spanien ein Land ist, das grossen Respekt hat vor den Traditionen und diese auch gerne in seinem Kino zeigt. Das ist etwas, was dem Ausland besonders gefällt. Almodóvar ist die treibende Lokomotive, doch hinter ihm scharen sich viele begabte Regisseure. Ausserdem gibt es viele spanische Darsteller, dank denen man das spanische Kino international besser kennt, denn die Spanier arbeiten mit Instinkt und Leidenschaft. Javier Bardem ist ein leidenschaftlicher Schauspieler, der nicht nur mit dem Kopf, sondern auch mit seinen Eiern, (lacht) seinem Herzen und seinem Bauch arbeitet. Das ist eine der Eigentümlichkeiten des spanischen Kinos.

Und wie ist es in der Schweiz? Zurzeit wird hierzulande über die staatlichen Fördergelder für das einheimische Filmschaffen gestritten. Wie siehst Du den Schweizer Film im internationalen Umfeld? Hat er sich in Europa etabliert?

Nein, in Europa ist das Schweizer Kino nicht etabliert. Das ist klar. Der Schweizer Kinofilm ist noch kein Exportgut. Einige Deutschschweizer Produktionen werden nach Deutschland oder nach Japan oder sonst wohin exportiert. Aber ich glaube nicht, dass das Schweizer Kino genauso gut vermarktet wird wie zum Beispiel das dänische oder das irische Kino. Das ist leider auch so, weil sich das Bild der Schweiz im Ausland auf ein paar wenige Dinge reduziert: oft auf Schokolade, Uhren und Berge. Das ist die traurige Wahrheit. Wenn ich über die Schweiz spreche, dann kommen diese Dinge zur Sprache, unabhängig davon, wo ich mich im Ausland gerade befinde. Man wird Zeit brauchen, bis man im Ausland ein anderes Bild der Schweiz wahrnehmen wird. Dazu braucht es auch Hilfe vom Fremdenverkehrsamt oder von Organisationen, die sich um das Image des Landes im Ausland bemühen. Man darf sich nicht nur auf die Uhrenindustrie, die Schokoladenproduzenten und auf den Schnee- und Bergtourismus beschränken, auch die Kultur muss beachtet werden. Ich war vor nicht allzu langer Zeit, ich glaube vor zwei Jahren, in einem Flughafen – ich glaube, es war der Zürcher Flughafen –, als ich einen Werbefilm der Schweizer Tourismusbranche gesehen habe. Und endlich, endlich, nach so vielen Jahren, sah ich zum ersten Mal in einem solchen Werbefilm junge Menschen, Musikfestivalbesucher, Ausschnitte aus heimischen Kinofilmen und solche Dinge. Doch das hat sehr viel Zeit gebraucht, denn früher zeigten die Werbefilme der Schweizer Tourismusindustrie bloss die üblichen helvetischen Klischees. Es ist jetzt wichtig, dass die Schweiz auch die Kultur und die Künstler mit einbezieht. Denn auf dem Gebiet der angewandten Kunst, beispielsweise in der Architektur oder im Grafik- und Druckgewerbe, ist ihr Weltruf unbestritten. Ich sehe nicht ein, warum ein Schweizer Film nicht auch im Ausland Erfolg haben kann oder ein Schweizer Schauspieler, dessen Reputation über die Landesgrenzen reicht. Dafür gibt es keinen Grund. Ich habe immer schon gesagt, wenn es einen Roger Federer gibt, dann kann es auch einen Steven Spielberg geben. Warum denn nicht? Ich sehe nicht ein, warum nicht. Es braucht Geld, das ist sicher. Aber man braucht auch Ideen und vor allem die Hilfe des Publikums und der Institutionen, damit das Schweizer Kino im Ausland bekannt wird.

Eine letzte Frage, die vor allem auch Deine Fans interessieren dürfte. Wird es jemals wieder ein Album von Sens Unik geben?

Oh, zurzeit ist diesbezüglich nichts vorgesehen. (Lacht) Das steht jedenfalls nicht in meinem Terminkalender. Aber man soll ja bekanntlich niemals nie sagen. Ich verstehe mich immer noch sehr gut mit meinen Freunden von Sens Unik. Interessant könnte es werden, wenn auf einmal meine internationale Karriere losbrechen würde oder ich wirklich gute Engagements kriege und in grossen internationalen Projekten mitwirken könnte, dann vielleicht ja. Dann würde ich mir sechs Monate Zeit nehmen und ein Album machen. Aber zurzeit ist nichts in der Richtung geplant.

Infos: www.myspace.com/lealcarlos
www.carlosl.com

FILM

elizabeth - the golden age

Von Sonja Wenger Bild: zVg.

■ Zu Recht sind der Regisseur Shekhar Kapur und seine Hauptdarstellerin Cate Blanchett vor neun Jahren mit Lob und Preisen überschüttet worden; zu Recht gilt der Film «Elizabeth» als Meisterwerk in Bild und Erzählung; und zu Recht war die Erwartungshaltung an die seit Jahren angekündigte Fortsetzung gigantisch.

Um so schwerer fällt es zu glauben, dass die Macher von «Elizabeth - The Golden Age» die gleichen sind. Und wirklich jammervoll ist es, dass trotz toller schauspielerischer Leistungen und eindrücklicher Kostüme in der Fortsetzung ab und zu ein herzhaftes Gähnen aufkommt, so sehr, dass man sich fragt, was das Ganze eigentlich soll.

So sind es eben gerade die eindrücklichen schauspielerischen Leistungen und die tollen Kostüme, die den Film als Ganzes ersticken. Die streckenweise krampfhafte Besessenheit des Regisseurs mit Blanchetts Schauspieltalent lässt zudem kaum Raum für andere Darsteller, geschweige denn eine anständige Dramaturgie. Immer wieder wirkt der Film unsorgfältig und vor allem unfertig. Dabei wäre die Ausganglage mehr als spannend, echte Geschichte nämlich, die mehr als genug Zutaten für ein gutes Drehbuch bietet, für packende Auseinandersetzungen und berührende Dramen.

Es gäbe also keine Not, die durchs Band weg guten Schauspieler in halbherzigen Schlachtszenen und kleinlichem Eifersuchts- und Liebesgeplänkel lächerlich zu machen und sie dadurch zu verheizen. Noch ist es zu verzeihen, dass der Regisseur das Publikum durch einen Schnitt verwirrt, der vielleicht in Musikvideos funktionieren mag, aber einem Kapur gewiss nicht zur Ehre gereicht.

Nun gut, Schwamm drüber, mag man sich dann trotzdem sagen, schöne Bilder sind ja auch etwas wert, doch so ganz befriedigt das doch nicht. Der Film setzt über zwanzig Jahre nach Ende des ersten Teils ein. Elizabeth (wieder Cate Blanchett) ist inzwischen eine altgediente Monarchin, die mit Hilfe ihres treuen Beraters Sir Francis Walsingham (wieder Geoffrey Rush) ungezählte Intrigen überlebt hat. Sie ist eine mit vielen Wassern gewaschene Machtpolitikerin, wird je nach Saison verehrt, gehasst, bewundert oder gefürchtet.

Dennoch dämmert es der hochstilisierten «jungfräulichen Königin», dass es doch ganz schön wäre, einmal auch um ihrer selbst willen geliebt zu werden. Sie wählt sich dafür den «Piraten unter britischer Flagge» Sir Walter Raleigh (Clive Owen) aus. Da ihr selbst aber die offene Liebschaft verwehrt bleibt, treibt sie ihn in die Arme ihrer Lieblingshofdame Bess. Als sich daraus eine Beziehung entwickelt, reagiert die Königin mit rasender Eifersucht, wobei offen bleibt, ob der wahre Grund dafür nun Raleighs rotzfrecher Mut, seine wohltuende Ehrlichkeit oder einfach die vibrierende Erotik ist, die Owen in die Rolle einbringt.

Zwischendurch trippelt noch der spanische König Philipp II. (Jordie Molla) durchs Bild und darf ein paar katholisch-fundamentalistische Monologe zum Besten geben, irgendwie muss die Seeschlacht mit Spanien ja begründet werden. Und irgendwo wurde auch noch die Geschichte von Maria Stuart eingeflochten. Aber da sind wir bereits so weit von jeglicher historischer Relevanz entfernt, dass es eigentlich egal ist.

Es bleibt ein dramaturgisches Sammelsurium aus zusammengewürfelten Szenen, aber mit grandiosen Bildern, die mehr Gemälde denn Film sind. Eine glitzernde Kopie, aber eben doch nur aus Plastik im Vergleich zum brillierenden Original. Der Film «Elizabeth - The Golden Age» beeindruckt zwar hin und wieder, dennoch bleibt es eine verschenkte Gelegenheit ohne Herz und ohne Inspiration.

Der Film dauert 114 Minuten und ist bereits im Kino.

FILMTIPP

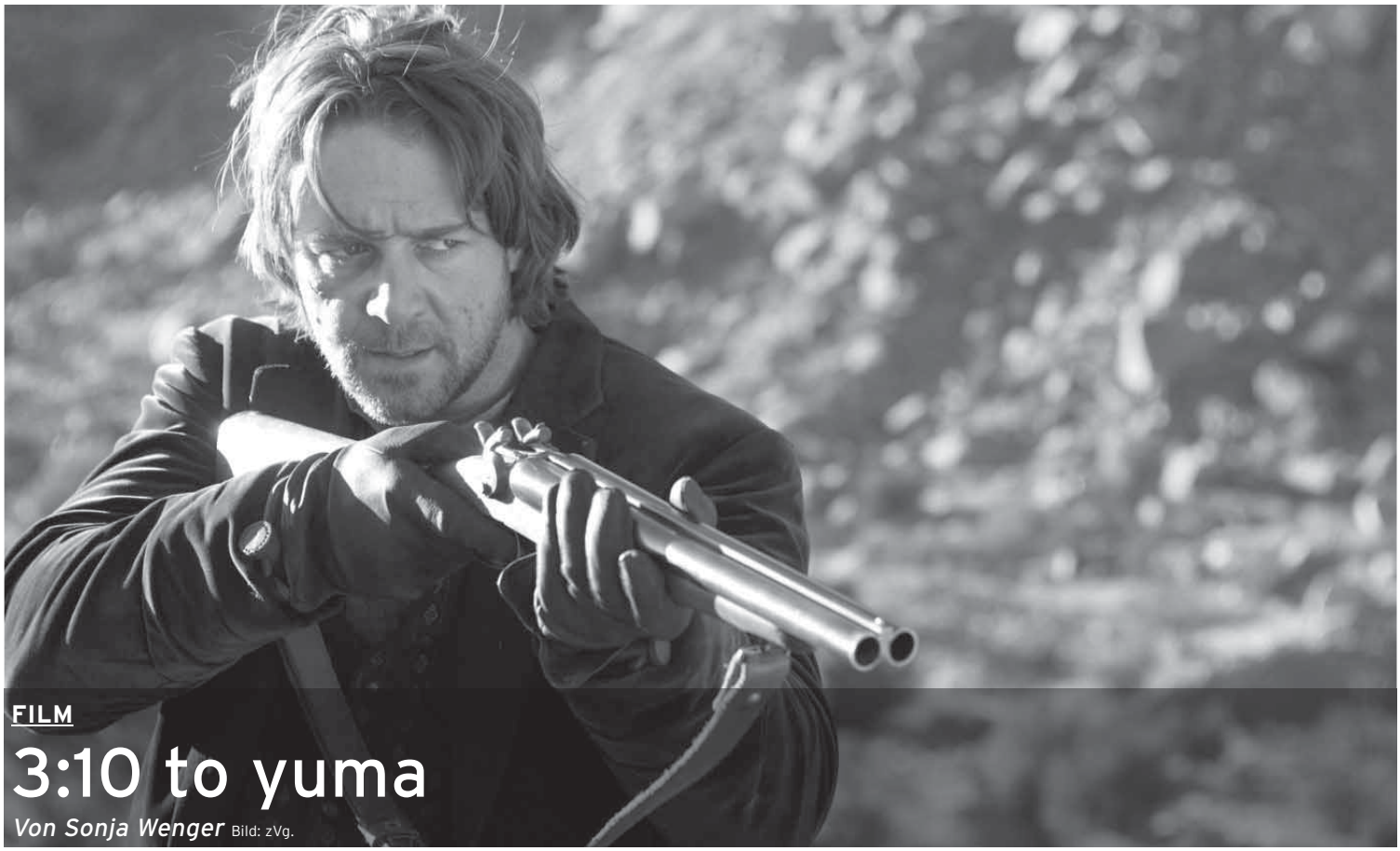
P.S. I LOVE YOU Bild: zVg.

■ Eigentlich schade, möchte man sagen: Der Film «P.S. I love you» hat so schöne Schauspieler und eine so schöne Geschichte, er könnte deswegen so richtig schön traurig sein. Doch genau wie bei der gleichnamigen Buchvorlage – einem internationalen Bestseller notabene - nach wenigen Seiten möchte man auch im Kino nach nur wenigen Minuten flüchten. Der pseudopsychologische Mix aus rückblickender Liebesgeschichte und schmerzhafter Trauer kann sich nicht entscheiden, ob er nun ein herzzerreissendes Frauendrama, Schrägstrich Komödie sein oder sich ernsthaft mit dem emotionalen Stress auseinandersetzen will, den ein Mensch durchmacht, der seinen Ehepartner verloren hat.

Die Geschichte handelt von Holly (Hillary Swank) und Gerry (Gerard Butler). Sie sind seit zehn Jahren verheiratet und streiten sich mehr aus Gewohnheit denn aus fehlender Liebe. Schnitt: Gerry ist tot, ein Hirntumor hat ihn dahingerafft. Holly vergräbt sich in Trauer und Selbstmitleid, zumindest so lange, bis ein Brief von Gerry auftaucht. Darin hält er sie dazu an, sich wieder dem Leben und der Zukunft zu stellen. In weiser Voraussicht hat Gerry vor seinem Tod eine Serie von Briefen und Aufgaben zusammengestellt, die alle mit P.S. I love you enden. Damit begleitet er Holly nun durch ihr Trauerjahr, inklusive Reise in seine irische Heimat, neuer Liebe und neuer berufliche Karriere.

So weit, so gut. Ist doch wirklich eine schöne Geschichte, mit Happy Neuanfang und Tränen und allem, was dazu gehört. Dennoch vermag sie nicht zu fesseln, gehen all die hübschen Bilder und rührigen Momente sang- und klanglos unter. Möglicherweise ist es die Vorhersehbarkeit, die vieles zerstört. Vielleicht auch die fehlende Chemie zwischen den Schauspielern, mit Sicherheit aber die zelebrierten, und doch nur nervenden Klischees über US-Frauen. Oder vielleicht ist der Verlust eines geliebten Menschen einfach nicht so planmässig zu verarbeiten, wie es uns «P.S. I love you» weismachen will. Wirklich schade. (sjw)

Der Film dauert 126 Minuten und kommt am 17. Januar die Kinos.



FILM

3:10 to yuma

Von Sonja Wenger Bild: zVg.

■ «Es gibt dieses fundamentale, grossartige Vergnügen, wenn ein Haufen harter Kerle aufeinander schiesst», sagt Christian Bale, einer der beide Hauptdarsteller unter anderem über den neuen Western «3:10 to Yuma». Und irgendetwas ist schon dran an dieser Aussage. Der neue Film von Regisseur James Mangold («Walk the Line») besticht aber nicht nur durch seine fulminante Action oder eine grandiose Kameraführung, sondern vor allem durch das Duell zwischen zwei der besten Schauspieler ihrer Generation.

Bale spielt Dan Evans, ein rechtschaffener, aber mausearmer Rancher und Bürgerkriegsveteran. Sein Gegner, der knallharte Outlaw Ben Wade, wird von Russel Crowe verkörpert. Zusammen bieten sie dem Publikum einige bemerkenswerte Filmmomente und beweisen, dass unaufgeregte, aber intelligente Dialoge genauso spannend sein können, wie ein bleigeladener Showdown über den Dächern und auf den Strassen einer Westernstadt.

Dass zwei so unterschiedliche Welten und Charaktere wie jene von Evans und Wade überhaupt aufeinandertreffen, geschieht zu Beginn von «3:10 to Yuma» allerdings nur zufällig. Evans und seine beiden Söhne beobachten einen Postkutschenüberfall von Wades Bande, wobei nur ein Mann überlebt. Als sie den Verletzten in die Stadt bringen, will es der Zufall, dass Evans bei der Verhaftung von Wade mithelfen kann.

Für alle jene, die helfen, Wade in die Stadt Contention zu bringen, bietet der Vertreter der Postkutschengesellschaft eine Summe in der Höhe, die Evans dringend für das Überleben seiner Familie und seiner Ranch braucht. Dort fährt um 3 Uhr 10 ein Zug ins berüchtigte Gefängnis nach Yuma, wo Wade weggesperrt und ihm der Prozess gemacht werden soll.

Zu fünft ziehen sie los und es gelingt ihnen vorerst, Wades Bande durch ein Ablenkungsmanöver von ihrer Spur zu bringen. Doch die drei Tagesritte bis Contention sind ein weiter Weg, und Wade auch unbewaffnet und in Handschellen noch immer ein gefährlicher Gegner. Er erkennt mit Leichtigkeit die Stärken, aber vor allem auch die Schwächen seiner Widersacher und nutzt sie gnadenlos aus. Er empfindet ein geradezu bizarres Vergnügen daran, mit Evans und dessen Sohn ein Katz-und-Maus-Spiel zu betreiben. Doch deren Standhaftigkeit und Mut wecken in ihm mehr Respekt als er für seine eigenen Leute empfindet. In einer überraschenden Wendung der Geschichte verbinden sich Evans' und Wades' Schicksale schliesslich auf fatale Weise.

In «3:10 to Yuma» sind die Grenzen zwischen Gut und Böse für immer vermischt, die Zeit der weissen und schwarzen Hüte ist definitiv vorbei. Jeder in der Posse hat eine Geschichte, die er lieber mit ins Grab nimmt, aber jeder hat neben einer harten auch eine sanfte Seite. Trotzdem gelingt es Mangold, die grundlegenden Fragen über „Moral, Courage, Ehre und Familie" nicht nur zu stellen, sondern gar auf eine berührende und eindrückliche Weise zu beantworten, frei von falscher Heroisierung und platten Klischees. Fans des Genres werden es zu schätzen wissen. Erst recht, weil ein grosser Teil des Filmvergnügens darin besteht, dass keiner der Charaktere dumm oder naiv handelt, und dass die Geschichte gänzlich von unnötigem Ballast befreit erzählt wird.

„Seien wir mutig, machen wir es real", sagte Mangold zu seinen Drehbuchautoren, und sie haben sich einiges einfallen lassen, um den Originalfilm von 1957 mit dem gleichen Titel für ein heutiges Publikum attraktiv zu machen. Herausgekommen ist dabei ein Film, der mit seinen authentischen Bildern beinahe als Zeitdokument durchgeht. Nicht nur die Kostüme, die Architektur der Städte oder die Darstellung des Eisenbahnbaus zeugen von einer geradezu akribischen Liebe zu Details. Auch die Darstellung der Charaktere werden von den Schauspieler mit einer realistischen, klar denkenden Kargheit vermittelt, die jene Menschen wohl an sich hatten, die in einer unwirtlichen Gegend unter harten Bedingungen überlebten und den sogenannten Wilden Westen erst eroberten.

Die Kameraführung tut das ihre dazu, dass man beinahe vermeint, es knirsche einem Staub zwischen den Zähnen, man höre den Lärm der Pferdehufe oder spüre die sengende Hitze der Wüste. Alles in allem ist „3:10 to Yuma" ein atemberaubend gut gemachter Western mit einigen kultigen Momenten und der Erleichterung, dass gutes Kino immer überleben wird.

Der Film dauert 117 Minuten und kommt am 31. Januar in die Kinos.

FILM

the kite runner

Von Sonja Wenger Bild: zVg.

■ Ein «Modell der kulturübergreifenden Zusammenarbeit» nannte das US-amerikanische Politmagazin «Newsweek» den Film «The Kite Runner» und widmete ihm Mitte Dezember gleich fünf Seiten. Die Adaption des gleichnamigen Romans und Bestseller von Khaled Hosseini aus dem Jahr 2003 durch den Schweizer Regisseur Marc Forster berührt allerdings auf mehr als nur der kulturübergreifenden Ebene.

Vielmehr ist «The Kite Runner» ein hochsensibel gefilmtes Drama um Freundschaft, Schuld und Wiedergutmachung, um den Konflikt zwischen Vater und Sohn und um die Entfremdung zwischen zwei Kindern, die einst Freunde waren, bis der Verrat des einen sie voneinander trennte.

Es ist die Geschichte der Jungen Amir und Hassan, die im Kabul der siebziger Jahre aufwachsen. Amir, dessen Mutter bei der Geburt starb, ist der Sohn eines respektierten und reichen Intellektuellen, Hassan ist der Sohn dessen Dieners, auch er wächst ohne Mutter auf. Obwohl ihre gesellschaftliche Welten weit auseinanderliegen, sind sie unzertrennliche Freunde - und beim Drachenfliegenlassen, dem beliebten Freizeitvergnügen der afghanischen Kinder, bilden sie ein unschlagbares Team.

Amirs Vater Baba vermag sich jedoch kaum in seinem scheuen, stillen Sohn wiederzuerkennen, der nie aufmuckt und heimlich traurige Geschichten schreibt. Vielmehr scheint er den kämpferischen und schlagfertigen Hassan zu favorisieren, was Amir nur dazu bringt, sich noch mehr zurückzuziehen.

Als die beiden Jungen beim jährlichen Drachenflugwettbewerb gewinnen, werden sie von der ganzen Stadt gefeiert. Doch in einem Hinterhof wird Hassan von dem jugendlichen Assef und seiner Bande überfallen und vergewaltigt. Amir, der das Ganze aus der Distanz beobachtet, unternimmt weder etwas, um seinem Freund zu helfen, noch ist er später imstande, das Gesehene anzusprechen. Zwischen den Jungen entsteht eine für die Erwachsenen unverständliche Sprachlosigkeit, doch es sind vor allem Amirs Schuldgefühle, die ihn in eine immer stärker werdende Feindseligkeit treiben.

Es gelingt ihm, dass Hassan und sein Vater das Haus verlassen. Doch seine vermeintliche Freiheit dauert nur kurz. Als die sowjetischen Truppen 1979 in Afghanistan einmarschieren, flieht Amirs Vater mit ihm über die Berge und von dort weiter in die USA. Sein Vater muss im Exil noch einmal ganz von vorne anfangen, Amir studiert Literatur und wird später ein bekannter Schriftsteller, ohne sich aber je von seinen Schuldgefühlen lösen zu können. Seine Ehe mit einer ebenfalls geflüchteten Afghanin bleibt kinderlos, doch seine Beziehung zu seinem Vater ist in den späteren Jahren voller Liebe und Respekt.

Über zwanzig Jahre nach der Flucht holt ein Anruf aus Pakistan Amir zurück in seine Heimat. Rahim Khan, ein alter Freund seines Vaters bietet ihm die Gelegenheit, seine Schuld wieder gut zu machen. Seine Reise führt in zurück in ein Kabul, dass nach Jahrzehnten des Krieges und der Gewaltherrschaft durch die Taliban völlig zerstört ist.

Mit faszinierenden Bildern lässt Regisseur Forster in «The Kite Runner» erst das noch intakte Kabul der späten siebziger Jahre wieder auferstehen, das voller Charme und Leben war - und schafft es gleichzeitig, den schockierenden Gegensatz 25 Jahre später ebenso glaubwürdig einzufangen. Doch noch mehr als die in China gedrehten landschaftlichen und städtischen Aufnahmen überzeugen die wunderbaren Darsteller des Films. Allen voran Ahmad Khan Mahmidzada als der junge Hassan und Zekeria Ebrahimi als der junge Amir. Beide tragen den Film über weite Strecken und machen die Geschichte erst real. Beide stammen aus Kabul und standen in «The Kite Runner» das erste Mal vor der Kamera. In jenem Moment, als sie die Leinwand verlassen, vermisst man sie bereits.

Der Film öffnet eine Welt voll unausgesprochener Emotionen, universellen Themen und masst sich zu keinem Zeitpunkt ein kulturelles Urteil an. Stattdessen handelt es sich beim Film wie beim Buch um einen echten «Blick von Innen», der viele Aspekte der afghanisch-muslimischen Welt beleuchtet, und bei dem Autor Hosseini auf seine eigenen Erfahrungen und Erinnerungen zurückgreifen konnte.

In diesem souverän erzählten, einnehmend gedrehten und zutiefst bewegenden Film wird das Publikum dazu eingeladen, sich für einmal ein anderes, eigenes und vor allem zutiefst menschliches Bild von Afghanistan zu machen, dass sich sehr von jenem unterscheidet, das seit Jahren durch die Medien geistert. Zusammen mit der schauspielerischen Parforceleistung aller Beteiligten wird «The Kite Runner» so zu einem genauso berührenden wie inspirierenden Drama.

Der Film dauert 122 Minuten und kommt am 17. Januar in die Kinos.

FILM

eastern promises

Von Sonja Wenger Bild: zVg.

■ Der Titel «Eastern Promises» bezieht sich auf jene Versprechen, mit denen junge Frauen aus Russland in den Westen gelockt werden. Allerdings erwartet sie dort meist nur das Schicksal, als Prostituierte verschachert, für den Rest ihres meist kurzen Lebens mit Drogen abgefüllt und auf die schlimmste Weise missbraucht zu werden.

Das ist auch die Ausgangslage des neuen Films von Regisseur David Cronenberg: Ein Teenager, mehr Mädchen denn Frau, bricht hochschwanger und blutend in einem Shop in London zusammen - die folgende Geburt im Krankenhaus überlebt sie nicht.

Die Hebamme Anna (Naomi Watts) nimmt sich des namenlosen Babys an. Damit es nicht in einem Heim landet, versucht sie, die Identität der Mutter festzustellen. Ihr einziger Hinweis ist ein in Kyrillisch geschriebenes Tagebuch. Doch Annas russischer Onkel Stepan weigert sich, dessen Inhalt zu übersetzen, da ihm schon auf den ersten Seiten Übles schwant. Worte wie Vergewaltigung, Prostitution und Mafia sind da zu lesen, nichts mit dem er sich oder seine Familie in Verbindung bringen möchte.

Also klingelt Anna an der Tür eines russischen Nobelrestaurants, dessen Karte sie im Tagebuch gefunden hat. Der Besitzer Semyon (Armin Müller-Stahl) legt ein erstaunliches Interesse an den Tag, Anna bei der Übersetzung behilflich zu sein. Es dauert nicht lange, bis ihre Instinkte sie vor dem ach so väterlich wirkenden Freund warnen. Vor der Tür trifft sie zudem auf Semyons verzogenen Sohn Kirill (Vincent Kassel) und dessen undurchschaubaren Chauffeur und Bodyguard Nikolai (Viggo Mortensen).

Anna kann sich Nikolais darauffolgenden subtilen Avancen nur schwer entziehen. Ihr eigenes ereignisloses Leben steht in starkem Kontrast zu seiner erotisch-gefährlichen Anziehung. Der wahre Grund aber, weshalb sie sich überhaupt immer wieder in die Höhle des Löwen wagt, ist, dass sie insgeheim hofft, das Baby behalten zu können. Doch da die Existenz des Kindes und des Tagebuches für Semyon gefährlich ist, gerät sie schon bald ins Visier der Russenmafia und der gefährlichen Bruderschaft Vory V Zakone.

Nach Cronenbergs letztem Gemetzel «A History of Violence» hat er nun mit «Eastern Promises» einen Film geschaffen, in dem die plakative Gewalt nicht mehr puren Selbstzweck darstellt, sondern hat sie wenigstens in den Kontext des Alltags der Russenmafia eingebettet. Da werden zwar ebenfalls in Nahaufnahme Kehlen aufgeschlitzt und Leute abgemurkst, doch fast scheint es, als brauche es diese Brutalitäten, um dem Publikum bewusst zu machen, mit welch scheusslicher Welt wir es hier zu tun haben: Es ist eine Welt ohne Hoffnung, ohne Vergebung, und vor allem ist es eine Welt, die in dieser Form tatsächlich existiert.

Laut Drehbuchautor Steve Knight war es seine ursprüngliche Absicht, das Skript für einen Film über den Menschenhandel in Russland zu schreiben. Bei seinen Recherchen sei er jedoch auf die real existierende Verbrecherorganisation Vory V Zakone gestossen, auf der die Geschichte von «Eastern Promises» nun beruhe. «Die Realität ist so bizarr, dass ich sie für mein Drehbuch sogar abschwächen musste», sagt Knight weiter.

Aber nicht nur der gesellschaftliche Hinter grund ist authentisch. So wurde teilweise an Originalschauplätzen in London gedreht. Und Hauptdarsteller Mortensen betrieb im Vorfeld seine eigenen Recherchen in Russland und lernte dafür eigens die russische Sprache. So ist es denn auch vor allem Mortensens schauspielerische Leistung, die einem am stärksten in Erinnerung bleibt.

Ein weiteres wichtiges Element in «Eastern Promises» sind die Tattoos, anhand deren die ganze Lebens- und vor allem Verbrechensgeschichte eines Mannes abzulesen ist. Mortensens Tattoos waren teilweise so echt, dass Besucher eines russischen Restaurants den Raum verliessen, als der Schauspieler während den Dreharbeiten hereinkam.

Doch trotz der martialischen Sequenzen und dem düsteren Grundton der Geschichte, verfügt «Eastern Promises» auch über ruhige, feinsinnige Momente. Es ist dem Regisseur hoch anzurechnen, dass er diesmal zwischen den Extremen Gewalt und Sanftheit die Balance gehalten hat. Dass er zudem dem Publikum immer einen kleinen Wissensvorsprung lässt, ist ein blendend funktionierendes dramaturgisches Element. Trotzdem verliert die Geschichte in der zweiten Hälfte an Dynamik. Obwohl der Film nicht mit überraschenden Wendungen spart und für Anna gar ein positiver Ausgang absehbar ist, hinterlässt das offene Ende beim Publikum kaum mehr als ein Gefühl der Leere. Die einen mag es zum Nachdenken anregen, die anderen nur zum Gang in die nächste Kneipe.

Der Film dauert 100 Minuten und läuft bereits in den Kinos.

FILM

enchanted

Von Sonja Wenger Bild: zVg.

■ Es ist erstaunlich, wie gut «Enchanted», der aktuelle Weihnachtsfilm aus der Disney-Zauberküche, funktioniert. Die Macher von Schneewittchen, Cinderella, Dornröschen und all den anderen Arielles und Rapunzels haben sich für einmal auf ihre Ursprünge besonnen. Voller Freude haben sie ihr Erinnerungsalbum geplündert, von Figuren und Geschichten den Mief und Staub weggeblasen und die Puzzleteilchen neu zusammengesetzt. Herausgekommen ist dabei ein charmantes, witziges und weder zu süss noch zu bitteres Märchenvergnügen für jung und alt, für Mädels genauso wie für Jungs.

Die Geschichte beginnt als klassischer zweidimensionaler Animationsfilm und wie alle Märchen mit «Es war einmal...»: Hier die quirlige Giselle, die sich zusammen mit ihren tierischen Freunden einen Märchenprinzen bastelt und froh durch die Welt tanzt. Dort der gutgelaunte mutige Prinz Edward im Kampf gegen den Oger und auf der Suche nach seiner Herzdame. Natürlich finden sich die beiden, es soll geheiratet werden, alles wäre ganz wunderbar, gäbe es da nicht Narissa, die böse Stiefmutter von Edward, die eigentlich eine verkappte Hexe ist und jener aus Schneewittchen verteufelt ähnlich sieht. Ihr hinterhältiger Plan ist es, Giselle in eine kalte und grausame Welt zu verbannen, in der eine Märchenprinzessin nichts zu suchen hat, kurz: Giselle wird in das New York unserer Zeit katapultiert.

Und hier beginnt, verständlicherweise, der Realfilm. Giselle (Amy Adams) wirkt in ihrem märchenhaften Hochzeitskleid nicht nur deplatziert, sondern auch ziemlich hilflos den Elementen, echten Menschen und falschen Fassaden ausgeliefert. Wer weiss, was passieren würde, wäre da nicht die kleine Tochter des desillusionierten Scheidungsanwalts Robert (Patrick Dempsey), die noch an Märchen glaubt und ihren Vater dazu bringt, die etwas verwirrte Giselle bei sich aufzunehmen. Als sich Giselle von ihrem ersten Schock erholt hat, zeigt sie sich erstaunlich anpassungsfähig und beweist, dass auch Märchenfiguren nicht so hilflos im Alltag sind, wie alle annehmen. Es kommt, was nicht zu vermeiden ist, aber bis die wahren Liebenden zueinander finden, gibt's erst mal jede Menge Spass und Action.

Denn schliesslich ist da noch Prinz Edward (James Marsden), der zur Rettung seiner Angebeteten herbeieilt, sein verräterischer Begleiter Nathaniel (Timothy Spall), die fiese Narissa (Susan Sarandon) und das geschwätzige Streifenhörnchen Pip, das in der echten Welt ziemlich unter die Räder gerät. Auch Edward muss sich erst zurechtfinden in der neuen Welt. Doch was ein echter Prinz ist, den schrecken weder Puffärmel noch grosse Busse oder Fernsehapparate. Edwards wahre Probleme beginnen nämlich erst, als er Giselle gefunden hat.

Fortan bewegen sich die Charaktere zwischen Gesangseinlagen, vergifteten Äpfeln, Scheidungspärchen und der eifersüchtigen Verlobten von Robert, nehmen jedes Klischee und Stereotyp auf die Schippe und vor allem sich selbst nicht allzu ernst. «Enchanted» gibt nicht vor, mehr zu sein als ein kurzweiliger Spass für alle Beteiligten und Betrachter. Mit endlos vielen Referenzen, querbeet aus der Disneygeschichte geklaubt, ist der Film zudem schlau gemacht. Er kehrt hier mal rotzfrech die Geschlechterrollen um, stellt dort die Dramaturgie auf den Kopf und hat gar den Mut, mit der Erwartungshaltung zu brechen. Ein Kritiker nannte den Film gar «subversiv», auf jeden Fall aber zeigt uns Amy Adams als Märchenprinzessin auf unvergleichlich sympathische Art, wie sehr unsere Welt etwas Unschuld, Optimismus und Liebenswürdigkeit brauchen kann – und sich danach sehnt.

Der Film dauert 108 Minuten und ist bereits im Kino.

TRATSCHUNDLABER

Von Sonja Wenger

■ Zum Glück gibt's die «Schweizer Illustrierte»: Immer dann, wenn der Überdruss an Jahresrückblicken einsetzt, schaut Elisabeth Tessier wohlgemut in die Zukunft und verkündet überraschend: «2008 wird ein gutes Jahr». Die Planetenzyklen seien positiv. Das wird aber auch nötig sein, schliesslich weiss man bald nicht mehr, was denn nun zu tun ist: «Licht aus!», propagierte der «Blick» auf der Titelseite am 8. Dezember, als die grosse «Umwelt-Aktion des Jahres» als ein «leuchtendes Zeichen» für die Klimakonferenz auf Bali. Gleichzeitig lancierte die deutsche Tageszeitung «taz» auf ihrer Titelseite für das gleiche Datum «Licht an!».

Während sich der «Blick» allerdings nach der Aktion wie immer selbst auf die Schulter klopfte, lieferte die «taz» immerhin eine «Klimaaktion für Fortgeschrittene»: Schliesslich gehe es doch darum, seine eigene Klimabilanz zu verbessern und «auf keinen Fall das eigene Hirn auszuschalten». Ein Appell, den man nicht oft genug wiederholen kann. Denn mehr als je zuvor wollen uns Medien und Werbung vom Gegenteil überzeugen und vertreten – frei nach Sartre – die Philosophie: «Ich kaufe, also bin ich.»

Aus diesem Grund werden beispielsweise die Fotos der Restkörper von Models nochmals künstlich in die Länge gezogen, wie kürzlich ein deutscher Modefotograf bestätigte. Mit ein paar Mouseklicks könne er leicht «zwei Konfektionsgrössen wegzaubern». Weshalb sich die Models dann trotzdem zu Tode hungern, hat er allerdings nicht erklärt.

Gleichzeitig kann sich die Weltpresse kaum davon erholen, dass Frankreichs Präsident Nikolas Sarkozy mit einem Model anbandelt, als ob das etwas Neues sei. So viel Fressen auf einmal, oder wie «Welt Online» schrieb: «Früher waren Männer Jäger und Frauen Sammlerinnen. Heute gibt es Carla Bruni», ihr Beuteschema heisst «Grosswild».

Doch noch ist die Vernunft nicht ganz tot: So hat der britische Sänger Damon Albarn vorgeschlagen, alle sogenannten Talent-Shows abzuschaffen, da die «Celebrity-Kultur eine falsche Botschaft vermittelt». Weiter hat Michael Jacksons Sohn Prince Michael seinen Papa «versehentlich» ins Gesicht geschlagen, frei nach dem Motto «Ich bin auch eine Halloween-Maske».

Und obwohl vor dem 10. Dezember kaum jemand geglaubt hätte, einmal froh über die Wahl einer SVP-Bundesrätin zu sein, bleibt vor allem eine Frage: Wieso gibt es noch keine CH-Version in blauweiss jener Plastikpuppe, die US-Präsidentschaftskandidatin Hillary Clinton als Nussknacker mit «Schenkeln aus Edelstahl» zeigt? www.hillarynutcracker.com.

cinématte

www.cinematte.ch / Telefon 031 312 4546

■ **Cinématte Januar: Frances McDormand - die Frau mit dem unverkennbaren Gesicht** Ihr Gesicht ist alterslos, intensiv, sie lässt keine Zweifel aufkommen und ist dennoch bei aller Coolness faszinierend: Frances McDormand. Egal ob sie wie in Fargo als schwangerer Sheriff tölpelhaft durch den Schnee stapft, oder eine trübsinnige lesbische Schuhverkäuferin mimt, ihr Auftreten wirkt immer frisch und realistisch, selbst in den skurrilsten Rollen. Für Fargo bekam sie den verdienten Oscar.

Federico Fellini Maskeraden, Zirkus, überbordende Detailfülle, erschreckende Fratzen: Das Filmschaffen der 1993 verstorbenen Regielegende Federico Fellini ist voll von exzentrischer Künstlichkeit. Auch Fellinis Beschäftigung mit der Psychoanalyse fliesst in seine träumerischen Filmwelten mit ein, etwa in der bildmächtigen, grotesken Lebensschau in **Amarcord oder in Otto e mezzo,** wo die Grenzen zwischen Realität und Phantasie verschwimmen. Die Retrospektive zeigt Fellinis Weg von seinen Anfängen, die noch geprägt waren vom Neo-Realismus, bis zu den surrealen Bildwelten späterer Werke.

Sonntag mit Marlene Dietrich Der blaue Engel war der Startschuss für eine der wohl bemerkenswertesten Karrieren der deutschen Filmgeschichte. Verrucht, geheimnisvoll, hübsch und gnadenlos: Die Rolle der Tänzerin Lola-Lola prägte das Bild der Dietrich in den folgenden Jahren. 1939 half ihr die Rolle in Joe Pasternaks **Destry Rides Again**, sich vom Blaue Engel-Mythos loszureissen und als Schauspielerin vielseitiger, unabhängiger und auch besser zu werden.

Zudem: Filmpremiere von Marc A. Littlers **The Road to Nod** mit anschliessender Premierenparty: **Pierre Omer Solo Show (Blues/Folk/Swing - Akkordeon/Guitar) und DJ's Reverend Beat-Man, el mex & Pierre (BluesTrashRock'n'RollFilmNoirSpaceKillerTracks)**

Die Musikfilmreihe **Song & Dance Men** zeigt den Doku **Attwenger Adventure.** Der Film geht **Attwenger** mit vielen prominenten Fanstimmen und Bildern aus dem Archiv auf den Grund und begleitet HP Falkner und Markus Binder auf einer Tournee durch die Schweiz.

Infos und Programm unter: **www.cinematte.ch**

Kellerkino

www.kellerkino.ch / Telefon 031 311 38 05

■ **EL BAÑO DEL PAPA** (Von Enrique Fernández und César Charlone, Uruguay 2007, Spanisch/d/f, Spielfilm) Die Ankündigung des Papstbesuchs bewegt die EinwohnerInnen von Melo ganz besonders: der Papst wird nämlich seine Uruguay-Tournee in ihrer kleinen Stadt beginnen. Mehr als 50'000 Personen werden erwartet. Die Bescheidensten unter diesen EinwohnerInnen denken, dass dieser Besuch wunderbar sein wird: für ihre Seele und für ihr Portemonnaie. Alle haben nur noch eine Idee im Kopf: der Menge, die zusammen kommt, um den Papst zu empfangen, Sandwichs und Getränke zu verkaufen.

Beto, ein kleiner Schmuggler, der von seinen Touren mit dem Velo an die brasilianische Grenze und zurück, lebt, entscheidet sich altklug, vor seinem Haus ein Klo zu bauen, weil er davon ausgeht, dass der eine oder die andere der 50'000 auch mal muss. Mit dem eingenommenen Geld will er sich dann ein Motorrad kaufen, während seine Tochter davon träumt, in der Hauptstadt zu studieren. Schliesslich kommt der Papst. Eine wunderbare kleine Geschichte über Träume, die in einer globalisierten Welt von Medien gemacht und geschürt werden, über eine Realität, die mit dem, was uns die Medien von ihr zeigen, wenig bis nichts zu tun hat. Berührend, humorvoll und sanft in einem.

YELLA (Von Christian Petzold, Deutschland 2007, 90', Deutsch, Spielfilm) Yella will fort aus Wittenberge, dieser im Aufschwung vergessenen Kleinstadt im Osten Deutschlands. Die Firma ihres Mannes ist Pleite gegangen, die Ehe dramatisch gescheitert. In Hannover lernt sie Philipp kennen, der für eine Private Equity-Firma arbeitet. Als seine Assistentin bewährt sie sich in der Welt der undurchsichtigen Bilanzen. Philipp ist aufmerksam, mit einem Ziel vor Augen, einem handfesten Traum, der ein gemeinsamer werden könnte. Yella wird seine Gefährtin. Unmerklich nistet sich die Liebe in ihre Komplizenschaft ein. Immer wieder bricht etwas auf, zieht sie etwas zurück zum Ort, den sie verlassen hat, drängen Bilder, Stimmen, Geräusche aus der Vergangenheit in ihr neues Leben.

Die Spieldaten entnehmen Sie bitte unserer Homepage: **www.kellerkino.ch.**

KINO kunstmuseum

www.kinokunstmuseum.ch / Telefon 031 328 09 99

■ **Roberto Rossellini – Kino nach menschlichem Mass** Die Trümmer der militärischen und moralischen Niederlage des italienischen Faschismus bildeten die Basis für eine künstlerische Neukonzeption: Nie zuvor wie im italienischen Neorealismus hat eine ganze Filmbewegung so eingehend und systematisch den sozialen Alltag der einfachen Leute beleuchtet. Und wenn man über Neorealismus spricht, dann fällt zuallererst der Name Roberto Rossellini (1906 – 1977). Gleich nach Kriegsende drehte Rossellini in den zerschossenen Strassen Roms **Roma città aperta**, so nah an der Gegenwart, dass der Film für viele unerträglich war. Für die meisten Filmliebhaber aber war der von Rossellini beschrittene Weg – der sich mit Paisà und dem in den Ruinen Berlins 1947 gedrehten **Germania anno zero** fortsetzte – ebenso beeindruckend wie neu. Bis 26. Februar.

FilmemacherInnen heute: Best of Bern Wie jedes Jahr präsentiert das Kino Kunstmuseum eine Auswahl von Filmen, die für den Berner Filmpreis 2007 eingereicht bzw. mit einem Preis ausgezeichnet wurden: im Januar **Chrigu** von Jan Gassmann/ Christian Ziörjen, **Wenn ich eine Blume wär...** von Barbara Burger, **Tôt ou tard** von Jadwiga Kowalska und **Zu Fuss nach Santiago de Compostela** von Bruno Moll (Filmmusikpreis: Wädi Gysi).

Literatur und Film Ein spezieller Höhepunkt Ende Januar wird die neu restaurierte und im Rahmen der Berlinale 2007 uraufgeführte Kopie der **Serie Berlin Alexanderplatz** von **Rainer W. Fassbinder** sein: 13 Teile, fast 16 Stunden Film in vier Tagen vom 26. bis 29. Januar.

Filmgeschichte – Eine Geschichte in 50 Filmen Im Januar auf dem Programm: **Panzerkreuzer Potemkin** und **La Passion de Jeanne d'Arc**. 15. und 22. Januar.

Die genauen Spielzeiten der Filme und weitere Informationen finden Sie auf unserer Homepage **www.kinokunstmuseum.ch**

KINO in der Reitschule

www.reitschule.ch / Telefon 031 306 69 69

■ **Willkommen zu unserem globalisierungskritischen Filmzyklus «Träum weiter- oder Wie ich das Ding auf meinem Hals zu benutzen habe»** Wir wollen uns bewegen, hinaus aus dieser konstruierten Lüge.

Hin zu den Alternativen, die es zu Leben gilt. Wie die beiden Regisseure V. Klusak und F. Remunda beweisen, die 2003 mit ihrem Film **Cesky sen - Der tschechische Traum** (Fr, 11.1, 21h und Do, 17.1, 20:30h), in Tschechien einen mittelgrossen Skandal auslösten.

Oder der Kurzfilm **Ilha das Flores** von J. Furtado, der uns witzig, präzis und nachdenklich stimmend vor Augen führt, wie es um den Planeten Erde steht. Und der US- amerikanische Oppositionelle Noam Chomsky, der im spannenden Dokumentarfilm, **Power and Terror** von J. Junkerman, zu Wort kommt (Beide Filme am Sa, 12. und Fr, 18.1, 21h).

Aber auch **Bamako** von Sissako (Sa, 26.1, 21h und Do, 31.1, 20:30h), mit dem wir in die Hauptstadt von Mali an eine ungewöhnliche Gerichtsverhandlung geführt werden und das Leben nebenbei munter weiterläuft. Die geniale Idee, Gericht zu halten im Alltag.

Weiter bringt Opitz in seinem Dokumentarfilm **Der grosse Ausverkauf** dem Publikum das komplexe Phänomen «Privatisierung» mittels einfühlsamen Porträts von Menschen nahe, die von den oft inhumanen und fehlgeleiteten Versuchen, das Wirtschaftswachstum zu steigern, unmittelbar betroffen sind (Fr, 25.1, Sa, 2.2, 21h und Tour de Lorraine).

Ein weiteres Mal **Höhepunkt** unserer Reihe ist am 19. Januar die **TOUR DE LORRAINE** mit globalisierungskritischen Filmen wie **Neue Wut III – Das war der Gipfel!, What Would It Mean to Win?, Kassenkampf – der Film und Besetzungsfilmen von Basel.**

UNCUT – Warme Filme am Donnerstag zeigt: 11 men out - Sträkarnir Okkar, R.I. Douglas. Ein Coming-Out eines Fussballstars auf isländisch - herb und mit trockenem Humor (Do, 10.1, 20:30h).
101 Reykjavik, B. Kormakur. Ein ungewohnter, sehr lustiger und frecher Film, der mit Geschlechterrollen, Verweigerungshaltungen und Sexualität sein Spielchen treibt (Do, 24.1, 20:30h).

LICHTSPIEL

www.lichtspiel.ch / Telefon 031 381 15 05

■ **Sortie du labo** Mit Arena des Todes (1918) verfilmte der Däne Alfred Lind eine kriminalistisch aufgeladene Artisten-Doppelbiographie im Umfeld eines Wanderzirkus. Musik: Wieslaw Pipczynski (7.1., 20h)

Brasil Plural präsentiert **neuste brasilianische Kurzfilme** (Mo 14.1., 20h) und den Dokumentarfilm **Iracema – Uma transa amazonica** (1975) von G. Bodansky und H. Senna über die während Brasiliens Militärdiktatur gebaute Transamazonica, die den grössten Regenwald der Welt durchschneidet und Symbol einer starken und hochentwickelten Nation sein sollte. Der Film, der mit dokumentarischen und fiktionalen Elementen arbeitet, zeigte anstelle des Fortschritts eine Realität von Armut, Prostitution und Umweltzerstörung. (Do 17.1., 20h)

Die verkehrspolitische Umweltorganisation **UmverkehR** präsentiert Filme rund um die Mobilität: Autofans schwärmen von ihren Fahrzeugen, Pipilotti Rist schlägt mit einem Blütenstengel Autoscheiben ein, zwei Steinmännchen geraten durch die Entdeckung des Rads aus der Ruhe. (So 20.1., 20h)

Eine Filmgeschichte in 50 Filmen: Mit Sergej Eisensteins eindrücklicher Chronik **Panzerkreuzer Potemkin** über die Meuterei von 1905 (Mi 16.1., 20h) und Dreyers **La passion de Jeanne d'Arc,** der vor allem durch die aussergewöhnliche schauspielerische Leistung der Hauptdarstellerin Maria Falconetti besticht (Mi 30.1., 20h) gibt es zwei weitere Meilensteine aus der Geschichte des Films (wieder-)zuentdecken.

Kultige Musikfilme aus früheren Zeiten präsentiert der Filmclub der Uni Bern mit **Yellow Submarine** (1968), der Reise der Fab Four ins Pfefferland (Mo 21.1.), Scorseses 1978 gedrehtes Rockumentary **The Last Waltz** (Mo 28.1.) und Alan Parkers legendäres **The Wall** (1982) nach dem gleichnamigen Rock-Oratorium von Pink Floyd (Mo 4.2., 20h).

CinemAnalyse: In **Freud – The Secret Passion** (1961) beleuchtet John Huston die Jahre 1885-90 in Freuds Leben. Während dieser Zeit entwickelte dieser die Grundbegriffe der Psychoanalyse, musste jedoch auch die heftigsten Anfeindungen, Beschimpfungen und Verleumdungen erdulden. (31.1., 20h)

FILMPODIUM BIEL/BIENNE

www.pasquart.ch / Telefon 032 322 71 01

■ **Winterreise** Hoffen wir, dass wir im Januar endlich Schnee bis in die Niederungen haben werden. Wenn dem nicht so sein sollte, gibt es ihn wenigstens in unseren Filmen. Im Filmpodium Biel ist ein strenger aber unterhaltsamer Winter angesagt

«Vor der Zeit der wissenschaftlichen Erklärungen wurden die Nordlichter als Visionen gedeutet, als Anreger der Phantasie. Als von der Natur gelieferte Bilder, eingerahmt von nichts Geringerem als dem Universum selbst.» meint Peter Mettler in **Picture of Light** am 4. und 5.1. Auf eine Winter- und politische Befindlichkeitsreise begeben wir uns mit **Elisabeth Kopp** am 6. und 7.1. In **Nói Albinói** erzählt uns der Isländer Dagur Kári die mehrfach preisgekrönte Geschichte eines Teenagers, der sich mit sprödem Charme durchs Leben und den Schnee schlägt (11./12.1.). Einer der schönsten Schweizer Filme der letzten Jahre ist Greg Zglinskis **Tout un hiver sans feu**, eine feine Beziehungsgeschichte aus dem Norden der Schweiz (13./14.1.). **25 degrès en hiver** von Stépahne Vuillet erinnert in seinem Stil an Wim Wenders, in seiner Dramatik an François Truffaut und mit Carmen Maura in einer Glanzrolle spürt man auch einen Hauch aus Almodóvars Filmimperium (18./19.1.). **Atanarjuat – The Fast Runner** ist der erste kanadische Spielfilm, der von Inuit geschrieben, produziert, inszeniert und verkörpert wurde. Regisseur Zacharias Kunuk, selbst dem in der arktischen Tundra angesiedeltem Volk zugehörig, erweckt mit seinem Debüt eine Legende seiner Urahnen zum Leben (20./21.1.).

20 Jahre Trigon Zum 20-jährigen Jubiläum der Stiftung trigon-film werden im Verlaufe des Jahres an 26 Orten der Schweiz eine Auswahl von Filmen aus der reichhaltigen Kollektion zu sehen sein. Biel startet mit den beiden Meisterwerken **Tokyo Story** (Tokyo monogatari) von Yasujiro Ozu, Japan und **Sur** von Fernando Solanas, Argentinien (25.-28.1.).

EIN BUCH VERLORENER GESICHTER

Von Isabelle Haklar

■ Vermehrt unterliegen Berner der Sucht nach Freunden. Intrinsisch motiviert, getrieben von einem selten zuvor gekannten Ehrgeiz machen sie sich bei «Facebook» auf die Suche. Energisch hauen sie in die Tasten, verbringen mehr Stunden vor dem Computer als ihnen lieb und nötig. Hat man die Ferienliebe mit Bild gefunden, geht die Suche nahtlos weiter, Berühmtheiten oder ausgewanderte Schulfreundinnen stehen an. Und siehe da, welch Resultat das Buch für letztere hervorzubringen vermag: Stolzen Gesichtes trägt Ursi nun zwei Namen, von einem Bindestrich zusammengehalten. Stolzer noch trägt sie ihre pausbäckigen eineiigen Zwillinge zur Schau. Etwas deprimiert frage ich mich, warum ich davon auf selbige Weise erfahren musste, bin ich doch klar als «friend» deklariert. Ob ich sie dafür mit einem Schaf bewerfen oder einem Kuss beglücken soll? Eine andere Option wäre, ihr einen Strauss Blumen in den virtuellen Garten zu knallen oder mich mit einem schülerähnlichen Graffiti auf ihrer Seite zu verewigen. Solche und ähnliche Überlegungen lohnen sich allemal, denn mein Handeln, sei's unpassend, könnte mich Freunde kosten, und eine schrumpfende Freundeszahl macht sich nicht gut, wirft unangenehme Fragen auf. Fragen, die in Form von «messages» später meine «Fun Wall» besudeln. Denn seine Freundeszahl ins Unendliche zu schrauben, hat bei dieser «Community» erste Priorität. Der ursprüngliche Gedanke, die Suche nach verschollenen Gesichtern, verliert schnell an Bedeutung, wer einmal registriert, bleibt dies - falls aus der stundenlangen Suche ein entsprechender Ertrag resultiert. Für einmal muss man nicht auf ahnungslos machen, sollte das Gespräch auf «Facebook» fallen, im Gegenteil. Dabei ist mittlerweile jeder zweite, und wer denkt, es handle sich um einen Spielplatz für Teenager, der irrt gewaltig, ich spreche aus Erfahrung. Ohne anfängliche Hemmungen stehe auch ich mittlerweile zu meinem «profile», habe dieses zu Weihnachten gar mit einem Bäumchen, von einem «Ave Maria» untermalt, aufgepeppt. Auch ich verteile «gifts» in geringen Mengen oder schmunzle über tanzende Hamster. Das Leidige meiner neuen Passion hingegen ist, dass ich gezwungenermassen über jeden Schritt meiner Freunde datums-, zeitgetreu und mit einer peniblen Genauigkeit informiert werde, was nun wirklich nicht von Nöten und geringem Interesse. Und was zu Beginn als spektakulär galt, verliert nach geraumer – in meinem Fall bereits kurzer Zeit – an Reiz. Schnell ward ausgemacht, wer wessen Freund, wie alt, ob Mac- oder PC-Liebhaber und welche Handyfotos sie in ihren Alben lagern. Daher werde ich mich, wenn die wärmere Jahreszeit in Bern Einzug hält, mit dem Wissen aus dem Buch davonstehlen, dass wahre Freunde eine Karte schicken, wenn ihnen Nachwuchs beschert.

SPRACHKULTUR

vergessenes gut

Von Rebecca Panian Bild: Strandgut / Rebecca Panian

■ Entschuldigung. Kennen Sie zufällig die Redewendung «Die Katze im Sack kaufen»? Vermutlich schon. Aber wissen sie auch, woher dieser altbekannte und oft gebrauchte Satz stammt? Nein? Dann bitte weiterlesen.

Ich wusste es bis vor kurzem auch nicht und ehrlich gesagt habe ich mir noch nie wirklich den Kopf darüber zerbrochen, woher dieses Wortgebilde stammt und was es vielleicht früher für eine Bedeutung hatte. Diese Gedankenlosigkeit sollte sich aber schlagartig ändern, als ich mit meinem besten Freund in einem Media Markt stand, um für ihn ein neues Notebook auszusuchen. Subito sollte ein neues Gerät her. Rein in den Laden, kaufen und wieder raus. Ich versuchte ihm händeringend einen Kurzschlusskauf auszureden. Er solle sich um Himmels willen erst richtig erkundigen, schliesslich wolle er ja nicht «die Katze im Sack kaufen». Mein Freund sah mich etwas nachdenklich an und fragte mich, was denn dieses «Katze im Sack» zu bedeuten habe. Ich erklärte ihm, dass man sich erst eine Sache genau ansehen soll, bevor man etwas kauft. Zum Beispiel. Doch das meinte er gar nicht. Er wollte vielmehr wissen, woher diese Redewendung stammt. Ich konnte es ihm nicht sagen. Ich wusste es nicht.

Das machte mir Sorgen. Ich verwende also tagein tagaus Sätze, deren Herkunft ich gar nicht kenne. Nun gut. An sich tue ich das mit allen Wörtern, denn vermutlich kennen nur die wenigsten von uns sämtliche etymologischen Bedeutungen unserer täglich gebrauchten Wörter. Aber der Frage nach der Herkunft von Redewendung wollte ich nachgehen, da ich Redewendungen, auch Idionome genannt, äusserst fleissig und beinahe verschwenderisch in meinen Alltag einbaue. Und ich tue dies mit Freude. Denn sie sind witzig und ich finde es schön, dass man sich durch ihren Gebrauch in der Gesellschaft verstanden fühlt. Meistens jedenfalls. Denn trotz grosser Popularität dieser einschlägigen Sätze, verfügen längst nicht alle Menschen über das gleiche Repertoire, was ab und an dazu führen kann, dass man, seiner Botschaft völlig sicher, sich plötzlich gänzlich unverstanden fühlt.

Doch nun zur Erklärung der besagten «Katze im Sack», sozusagen der springende Punkt[1] des Artikels: Früher wurden auf Märkten Kaninchen, Hasen und Ferkel verkauft. Sie waren ziemlich teuer. Damit der Käufer das erkaufte Tier auch gut transportieren konnte, wurde es in einen Sack verpackt. Manchmal jedoch steckten die Tiere bereits in einem Sack, wenn sie verkauft wurden. Zu Hause dann fand der Käufer statt des Ferkels oder eines Hasen eine einfache Katze im Sack. Der Verkäufer hatte ihn also ausgetrickst, und ihm lediglich eine billige Katze angedreht.

Überall schwirren sie herum, die gemeinen Redewendungen. Niemand kann sie bändigen. Eigentlich beinahe grobfahrlässig. Sollten wir vielleicht eine Sprachpolizei einführen, die darauf achtet, dass die Menschen die geschichtsträchtigen Sätze richtig benutzen und vor allem im richtigen Zusammenhang gebrauchen? Vermutlich wäre dies zu viel des Guten. Ganz abwegig ist der Gedanke jedoch nicht.

Als ich begann über Redewendungen nachzudenken, habe ich mich gefragt, inwieweit die mir noch sehr bekannten Redewendungen in den Köpfen der nächsten Generation vorhanden sind und ob sie noch ansatzweise wissen, woher die Ausdrücke stammen, was sie bedeutet haben und vor allem, was sie heute bedeuten. Oder wird aus «die Katze im Sack kaufen» plötzlich «die Katze im Brotbeutel tragen» oder ähnliches? Natürlich ändern sich Bedeutungen von Wörtern und vielleicht auch über kurz oder lang diejenigen der Redewendungen. Wie dem auch sei. Ich finde man sollte für den Erhalt dieser geschichtsträchtigen Wortgebilde kämpfen. Unter http://www.unadingen.com/08abisz/redewendungen.htm sind zumindest einige der bekanntesten Redewendungen nachzulesen. In diesem Sinne, frohes Zitieren und Wissen, woher die verwendeten Worte stammen.

[1] **Der springende Punkt** (Kern der Sache, das Entscheidende) Diese Wendung geht auf eine Naturbeobachtung von Aristoteles zurück. Er meinte in einem brütenden Vogelei das Herz des künftigen Vogels als einen sich bewegenden «springenden» Punkt zu sehen. Der Punkt von dem das Leben ausgeht, der alles entscheidende Punkt.

THEATER

theaterpanorama in 156 minuten

Von Christoph Simon Bild: zVg.

■ Zusammen mit Stefan Bertschi präsentierte der Basler Ingo Starz vor zwei Jahren ein akustisches Gedächtnis der Literatur: «Anna Blume trifft Zuckmayer», ein Hörbuch, das die Stimmen einflussreicher deutschsprachiger Schriftstellerinnen und Schriftsteller in Lesungen, Rundfunkmitschnitten, Reden und Gesprächen vorstellt. Irritierend die Rede Christa Wolfs auf dem Alexanderplatz zum Mauerfall 1989, faszinierend die Reportage des «rasenden Reporters» Egon Erwin Kisch von den Revolutionsfeierlichkeiten auf dem Roten Platz in Moskau 1931. Überwältigend Elias Canettis Vortrag einer Szene aus seiner Komödie der Eitelkeit. Gleichzeitig gab Ingo Starz die Hör-CD «Rütli Rapport – Junge Dichterstimmen der Schweiz» heraus, die mit Beiträgen von Gabriel Vetter bis Melinda Nadj Abonji die Schweiz politisch erdichtete und das Klischee der unpolitischen Jungliteratenszene Lügen strafte.

Nun tritt der Kurator und freie Publizist Starz abermals als Herausgeber in Erscheinung. Wieder ist er in verstaubte Archive gestiegen, um Schätze zu bergen. Das Hörbuch «Theaterstimmen» ist das Ergebnis der Mühsal und eine gelungene Variation des «Dichterstimmen»-Konzepts.

«Theaterstimmen – legendäre Schauspieler im Originalton von 1901 bis 2006» macht erlebbar, was Rezitationskunst bedeuten kann, wie Stimmen von Einst und Jetzt berühren können, Bühnenstimmen auch daheim im Ohrensessel mitreissen. Das Spektrum reicht von akustischen Porträts legendärer Burgschauspieler wie Hugo Thiming bis zu Aufnahmen von aktuellen Castorf- und Marthalerproduktionen. Alte und neue Faustinterpretationen werden einander gegenübergestellt. «Sein oder Nichtsein», fragt 1902 ein salbungsvoller Josef Kainz und 1953 ein bedrückter Oskar Werner. Henry Hübchen und Mephisto Gründgens singen munter. Vergangene Wilhelm Tells werden mit heutigem, ironiegetränktem Marthaler konfrontiert. Drei bedeutende Schauspielbühnen – das Deutsche Theater in Berlin, die Münchner Kammerspiele und das Wiener Burgtheater – bilden Schwerpunkte. Die Zusammenstellung sei, so Herausgeber Starz im Vorwort, «ein viele Facetten umfassender Spielplan, den das deutschsprachige Theater der letzten 100 Jahre geschrieben hat». Wie Katharina Thalbach 2001 in Zuckmayers «Der Hauptmann von Köpenick» um eine Aufenthaltserlaubnis nachsucht, ist komisch-traurig und grossartig. Beim Ausschnitt aus Handkes «Publikumsbeschimpfung» von 1966 fühlt man sich an eigene Skilagersketches erinnert. Nicht nur hören, am liebsten sehen würde man Heinz Rühmann und Ernst Schröder in Becketts «Warten auf Godot». Alle sind sie versammelt: Therese Giehse als Claire Zachanassian, Emil Jannings als Dorfrichter Adam, Helene Weigel als Mutter Courage, Corinna Schneider und Joachim Hufschmied in Händl Klaus' «Dunkel lockende Welt». Der Zuhörer atmet die Theaterluft eines Jahrhunderts.

Möge den Herausgeber die Leidenschaft zur Schatzgräberei nicht so bald verlassen. Möge er die Gegenwart mit weiteren Originaltönen erweitern – mit legendären Politikerstimmen, Kinostimmen oder Sportkommentatorenstimmen etwa. Das Hörbuch «Theaterstimmen» wird allen empfohlen, die nicht ins Theater gehen und zu erfahren wünschen, was sie die letzten hundert Jahre verpasst haben.

Die CD: Theaterstimmen – 60 legendäre Schauspieler im Originalton von 1901 bis 2006. Herausgegeben von Ingo Starz im Hörverlag.

STADTFAHRER

Von Andy Limacher

Nr. 38 // beulen. Für einmal ist kein Spaziergang Inhalt dieser Kolumne: Als Zivildienstler kurve ich nämlich seit Anfang Dezember täglich in Bern herum und sorge gemäss Slogan des Einsatzbetriebes für Mobilität bei Behinderten. Vom Stadtläufer zum Stadtfahrer also, binnen weniger Tage.

Eine Woche lang wurde ich von erfahrenen Piloten eingeschult, habe gelernt, wie man die Heckrampe des VW T5 rückenschonend aus- und einklappt, wie man Rollstühle korrekt verzurrt und auch, wie man sich in der Stadt der Abbiegeverbote und Einbahnstrassen nicht hoffnungslos verzettelt.

Oder hätte es lernen sollen, müsste man vielleicht sagen. Denn mit einem Male wurde ich alleine auf die Fahrgäste losgelassen, und ohne Profi auf dem Beifahrersitz ist alles noch viel anstrengender.

Am ersten Tag on the Road lief so ziemlich alles schief: Erstens hatte ich dauernd Verspätung, zweitens wartete ich mehrere Male beim falschen Krankenhaus auf einen Fahrgast, und zu guter Letzt schrammte ich beim Zurücksetzen vor dem Anna-Seiler-Haus die erste Wunde ins Blech.

Da werden einem die Vorzüge des öffentlichen Verkehrs erst richtig bewusst: Tram und Bus verfahren sich nämlich in der Regel nicht. Aber da vielen Menschen die Benutzung des Linienverkehrs nicht möglich ist, studiere ich jetzt jeden Abend das Strassenverzeichnis und merke mir die kürzesten Wege durch den Stadtdschungel.

Der Job ist hart, aber alles ist bekanntlich eine Frage der Übung. Mittlerweile kenne ich unsere Stammgäste, unseren Fuhrpark und auch hinter die Systematik des Berner Strassennetzes komme ich langsam – nur die Verspätungen werden wohl nie ganz wegzukriegen sein. Aber solange ich am Abend nach Hause komme und weder Fahrgäste noch Fahrzeuge eine Beule abgekriegt haben, kann ich beruhigt einschlafen.

www.ensuite.ch

Wissen was im nächsten Monat läuft.

Ein Abo macht Sinn.

BÜHNE / LITERATUR

wettbewerb der slamkulturen im schiffbau

Von Sabine Gysi Bild: Lisa Roth, solarplexus. Es zeigt den Slampoeten Laurin Buser.

■ An kleineren Slams in Aarau, Amriswil oder Appenzell lässt sich beobachten, wo Spoken Word und Slam Poetry ihre Wurzeln haben, wie sie sich weiterentwickeln, wie sich Slampoeten gegenseitig inspirieren, wie Funken gezündet und Ideen geboren werden. Wozu überhaupt grosse Slams wie die Massenveranstaltungen im Schiffbau besuchen? Nehmen wir einen solchen Anlass in Augenschein.

Kurz vor dem 14. Poetry Slam im Schiffbau ist die Halle randvoll: Auf der Zuschauertribüne sitzt, raucht und diskutiert das Publikum. Es fläzt sich in den Sitzsäcken am Boden, wippt zur Musik von P-Jay (Poetry DJ) Rayl Patzak mit den Füssen und fiebert den Auftritten entgegen. Sind wohl die Leute, die dort mit einem Drink in der Hand an der Bar stehen, Zuschauer oder Slampoeten?

Das Moderatorenduo Ko Bylanzky und Rayl Patzak, nicht mehr wegzudenken aus den Schiffbau-Slams, eröffnet den Abend. Die Slampoeten legen los, jeder auf seine unverwechselbare Art. Bald stellen wir fest, dass ein Wettbewerb zwischen verschiedenen Generationen, aber auch zwischen Slampoeten unterschiedlicher Herkunft stattfindet. Zunächst die kulturellen Unterschiede: Kaum sichtbar sind die Gräben zwischen Deutschschweizern, Deutschen und Österreichern, denn unter allen hat es starke Vertreter der deutschsprachigen Slam Poetry. Die Bühne in Zürich ist eine der grossen Slam-Bühnen; nächstes Jahr findet hier die deutschsprachige Poetry-Slam-Meisterschaft statt. Trotzdem kommt es im Schiffbau vor, dass die beiden deutschen Moderatoren Verständnisschwierigkeiten signalisieren, wenn einer in behäbigem Berndeutsch performt.

Sobald die Sprache wechselt, wird das Aufnehmen schwieriger, die Konzentration höher. Der Lausanner Spoken-Word-Artist Abstral Compost legt aus Sicht des Publikums ein halsbrecherisches Tempo vor – manifestiert sich hier ein «Röschtigraben» oder eine einfache Sprachbarriere? – und der charismatische, ausser Konkurrenz auftretende Hawaiianer Kealoha Lanikai redet wie eine Maschinenpistole. Die schweizerisch-amerikanische Doppelbürgerin Sara Propst trägt einen geistreichen Text in gut verständlichem Amerikanisch vor. Aber mit den vielen Anspielungen auf die sozialen Realitäten der USA löst sie nicht die gleiche Resonanz aus, die sie vermutlich auf einer Slam-Bühne in Chicago oder sonstwo im angelsächsischen Raum erreicht.

Noch markantere kulturelle Unterschiede zeigen sich zwischen den etablierten Slampoeten, den jungen Newcomern und den bühnenfremden Auftretenden. Zur «alten Garde» gehören am 14. Poetry Slam der St. Galler Etrit Hasler, Schweizer Meister 2006, und Renato Kaiser – zwar erst Jahrgang 1985, hat Kaiser in den letzten Jahren einen fulminanten Start mit diversen Siegen an Poetry Slams in der ganzen Schweiz hingelegt. Das selbstbewusste und lockere Auftreten der beiden signalisiert, dass sie sich ihrer Sache sicher sind. Auch wenn diesmal kein Sieg drinliegen sollte, wird das ihrer Stellung in der Slamszene nichts anhaben. Renato Kaisers zweite Performance im Finale kann an den ersten, grossartigen Text nicht ganz anknüpfen, während Etrit Hasler in die Blocher-Falle tappt und ein hundertfach öffentlich abgehandeltes Thema nochmals aufgreift. Für seinen souveränen Auftritt erhält er Beifall, aber das reicht nicht für einen Sieg.

Nicht zu übersehen sind heute Abend zwei junge, hungrige Slampoeten. Was ihnen an Lockerheit noch fehlt, kompensieren sie durch Eindringlichkeit und gut eingeübte Auftritte. Zu ihrer Stärke werden könnte dereinst die gegenwärtige Schwäche der Teenager Dari Hunziker und Laurin Buser: Das Ungefilterte, die zu grosse Offenheit und Betroffenheit stösst das Publikum vor den Kopf, gewährt ihm Einblicke ins Innenleben der Slampoeten, die es nicht haben will. Wenn die beiden es schaffen, die Emotionen zu kanalisieren und durch (Selbst)Ironie geniessbarer zu machen, können sie mit ihren engagierten Auftritten bald zu den ganz Grossen gehören. Besonders Laurin Buser aus Arlesheim bei Basel besticht diesmal wieder durch eine präzise Gestik. Sein Quereinstieg aus dem Rap kommt ihm hier zugute. Performerisch so stark sind sonst nur professionelle Schauspieler auf der Slambühne wie etwa Jens Nielsen.

Heute ist auch ein bühnenfremder Autor präsent, Christoph Simon, der 2005 am Wettlesen um den Ingeborg-Bachmann-Preis teilnahm. Auf einer Slambühne fühlt er sich offensichtlich weniger zu Hause. Trotzdem ziehen uns seine scharfen, maliziösen Beobachtungen in ihren Bann. Am 14. Poetry Slam im Schiffbau reicht es für Christoph Simon zum Doppelsieg gemeinsam mit Renato Kaiser. Zu guter Letzt wird der Whiskey unter den Siegern und Verlierern brüderlich geteilt, der Wettbewerb der Slamkulturen scheint vergessen zu sein. Jedenfalls, bis sich die Slampoeten wieder auf den Bühnenbrettern gegenüberstehen.

Nächste Poetry Slams und Spoken-Word-Anlässe in und um Zürich:
19.1., 21:30 h, Poetry Slam in Bubikon. Kultur-Rampe, Sennweidstrasse, Bubikon
22.1., 20:00 h, 2. Poetry Slam in Wädenswil. Theater Ticino, Seestrasse, Wädenswil
25.1., 21:00 h, Dichtungsring Poetry Slam in Winterthur. Kraftfeld, Lagerplatz, Winterthur
26.1., 20:30 h, 15. Poetry Slam im Schiffbau. Schiffbaustr. 6, Zürich

Schweizer Websites zum Thema Poetry Slam:
www.poetryslam.ch – Schweizer Poetry Slam Szene, mit Veranstaltungskalender
www.story.ch («dichtungsring») – Plattform für einige bekannte Schweizer Slampoeten
www.slam-it.ch – Offene Community mit Forum
www.u20slam.ch - Schweizer Portal für die U20 Poetry Slams
www.rubikon.ch – Informiert über die Poetry Slams im Schiffbau
www.menschenversand.ch – Der gesunde Menschenversand, gibt auch CDs von Bühnenpoeten heraus

LIFESTYLE

mobile welt in grenzen

Von Lukas Vogelsang - Suggestion ist alles

■ Nach acht Monaten und ca. 300 Installations- und Recherchestunden bin ich der glückliche Besitzer eines Mobiltelefons (Orange SPV M3100), welches mit wenigen Abweichungen gleich viel leistet wie mein Laptop. Das heisst, ich kann mit meinem Telefon Blogs lesen, Mails bearbeiten, Musik hören, Excel- und Worddateien bearbeiten, TV schauen oder ein Fernsehgerät bedienen (Remote-Control) und sogar meine Webseite per FTP-Zugang aktualisieren. Mein kleiner Handwärmer ist ein wundersames Arbeitsinstrument geworden. Die GPS-Navigationssoftware führt mich sicher an meine Ziele. Nur die Arbeitseffizienz stelle ich mal – im Anbetracht der Aufbauarbeit (Konfiguration) und Installation – in Frage. Doch das grösste Problem ist: Wer soll dieses Programmierkunstwerk bedienen können?

Ich darf mich ein echtes Computer-Kid betiteln. 24 Jahre bin ich nun in der Computerwelt zu Hause – teils an vorderster Front. Zum Beispiel hatte ich massgeblich mitgewirkt, als die multimediale CD-ROM mit den sprechenden Kinderbüchern unsere Stuben einnahm. Mit diesem Hintergrund sieht man sich das eine oder andere computerisierte Gadget gerne mal genauer an.

Sie kennen das Versprechen: Das mobile Büro überall mit dabei! Wo Sie sind, ist auch Ihr Business... und so weiter. Mit den neusten Mobiltelefontechnologien suggeriert uns die Werbeindustrie den alten Mist: Alles und überall. Das ist etwa so unreal und aktuell wie das papierlose Büro, welches man uns vor zwanzig Jahren versprochen hatte. Ich habe mich im letzten Jahr in einen Selbstversuch gestürzt und überlebt: Ein Handy-Telefon mit Windows Mobile 6.0 und allen Schikanen – Microsofts Traum einer mobilen Gesellschaft. Tja, es bleibt vorerst beim Traum.

Die Idee, die grossen Betriebssysteme für die kleinsten Computer und eben für Telefone umzuschreiben, ist nicht neu. Alles begann vor vielen Jahren, als man mit elektronischen Kalendern rumspielte. Jetzt sollte dieses Experiment im mobilen Telefon umgesetzt werden. Das Problem ist einfach: Man kann in einem so kleinen Gerät kaum die gleiche Elektronik unterbringen wie bei einem grösseren Laptop oder gar Tischcomputer. Eine Harddisk ist von der Grösse her nicht einbaubar, diese Entwicklung kommt erst noch. Darum wird ein solches Betriebssystem so lange umgebaut und reduziert, bis kaum noch etwas übrig ist. Das Betriebssystem ist unterdessen neu geschrieben und hat mit dem eigentlichen Windows nichts mehr zu tun.

Wer sich trotzdem ein solches Gerät kauft, darf sich auf eine spannende und unterhaltsame Freizeitbeschäftigung freuen. Ich habe zum Beispiel über meinen Mobildienstanbieter ein Gerät günstiger kaufen können. Doch dadurch ist es «codiert» und bei Orange heisst dies, dass die Betriebssoftware alt bleibt. Wer mehr will als nur ein Telefon und noch einige Programme installiert, dem stürzt das Gerät gerne häufig ab - ein General-Update muss also her. Das ist aber über Orange nicht möglich und wer es über Drittanbieter holt, verliert die Garantieleistungen. Das ist aber nicht weiter schlimm, denn der Support von Orange ist schnell am Ende mit seinem Latein und wir sind auf uns selbst angewiesen. Auch ein Anklopfen beim Hersteller des Gerätes (HTC) liess mich abblitzen: Weil das Gerät in Lizenz für Orange hergestellt wurde, bin ich nicht berechtigt auf Updates oder Hilfestellungen. Super Fehlschuss - nur noch Hacker und Entwickler können jetzt weiterhelfen (siehe Web-Adresse am Schluss).

Im Internet sucht man unter «PPC» oder «WM6» und findet viele Software-Angebote. Doch viele Programme sind nur leere Hüllen und sehen nur schön aus. Es braucht Fingerspitzengefühl, um intelligente Programme zu finden. Dazu muss man wissen, was man mit einem mobilen Büro anstellen will. Wer diese Frage lösen kann, stösst sicher auf einige Helferchen, die wirklich Gold wert sind. Der Hype um Windows Mobile vor drei Jahren dauerte kurz und heftig. Doch der Markt hat selbst festgestellt, dass die Illusion nicht funktionierte – es wurden auch schlicht zu wenige Endgeräte verkauft. Wozu auch? Was soll man mit einer supermegamobilen Bürozentrale im Alltag erledigen wollen? Wer diese Frage löst, könnte in Zukunft viel Geld verdienen. Doch die Ideen dazu fehlen noch - geschweige das Bewusstsein bei den Endbenutzern - und es dauert noch ca. zwei Jahre, bis diese Geräte «normal» verwendbar werden.

Um auf dem Mobile normal schreiben zu können, gibt es extra portable Tastaturen. Das ist für häufiges Schreiben unterwegs unerlässlich. Vor einem Jahr konnte man diese kabellosen Tastaturen problemlos kaufen – nur niemand tat es. Jetzt sind diese nur noch über Versand aus dem Ausland zu beziehen. Als Lohn habe ich jetzt mein gesamtes Schreibwerkzeug unsichtbar in der Manteltasche mit dabei und ich bin überall schreibbereit. Und daran, dass Ihr Telefon oder Notizblock immer dann nicht funktioniert, wenn Sie ihn ganz dringend brauchen - daran gewöhnen Sie sich.

Das Fazit ist einfach: Wenn Sie unterwegs arbeiten wollen, so kaufen Sie sich einen guten Laptop. Das ist effizienter und praktischer. Glauben Sie auf jeden Fall nicht der Werbung und den gezielt gestreuten PR-Artikeln in den Zeitungen, die suggerieren, dass Manager heute Ihre Arbeit mit diesen Mobilephones erledigen! Das ist eine grossartige Lüge: Kein Manager hat je die Zeit und die Geduld noch das Fachwissen, ein solches Gerät zu bedienen. Und es ist schwerlich anzunehmen, dass Sie zu einem Computerfreak mutieren wollen, nur um ein Telefon bedienen zu können. Papier und Bleistift können hier immer noch die besseren Dienste erweisen...

Web-Tipp: www.xda-developers.com

INSOMNIA

NEW YORK, NEW YORK

Von Eva Pfirter

■ 2008. Die Welt ist ein Jahr älter geworden. Und wir auch. Gute Güte: Wann haben wir zum letzten Mal so richtig auf den Putz gehauen? Ihr etwa? Ich meine: so richtig! Nicht auf einen Sprung in einer Bar vorbeischauen oder einen Apero nehmen. Nein: Tanzen, bis das Top am Rücken klebt und die ersten Busse fahren. Bei mir ist das schon ein Weilchen her.

Letzte Woche sind wir wieder zu Hause sitzen geblieben. Es ist einfach zu kalt in diesem Land. Zu kalt, um auch nur einen Schritt auf den Balkon zu machen. Man könnte glatt zur notorischen Autofahrerin werden: reinhüpfen, Sitzheizung anschalten und losfahren. Und das als Wählerin der Grünen Partei! Aber unser gegenwärtiges Klima ist wirklich ausgangsfeindlich. Sogar die Velobremsen frieren gelegentlich ein.

Diese Tage träume ich wieder von New York. Ja, auch wegen «Sex and the City». Wie könnten wir Frauen nicht? Ich stelle mir vor, die geschwungene Treppe meiner East-Village-Wohnung hinunterzusteigen, die Hand zu heben und «Taxiii!» zu rufen. Natürlich alles in einem luftigen Kleid. In «Sex and the City» tragen ja bloss die Männer Jacken – für die Frauen ist allzeit Sommer. Das lässt sich modisch natürlich besser umsetzen. Egal, eigentlich geht's ja ums Taxi: Schnell, günstig und bequem erreicht man als New Yorker Lady seinen Zielort. Welch herrlicher Luxus! Keine halbverfrorenen Finger, steife Ohren und dreimal um den Kopf gewickelte Schals, die jucken. Nimmt man vom Berner Bahnhof ein Taxi in den Weissenbühl, kostet das locker über zwanzig Franken. Und im Vergleich zu New York ist Taxifahren in Bern auch nicht so amüsant. Ausser man erwischt einen kalabresischen Taxifahrer, der die halbe Fahrt über mit Igor telefoniert: Igor, nein, nein, es ist ein roter Alfa, ein roter. Dann ruft Igor wieder an. No, vieni a prenderti l'alfa rossa. Dazwischen kurvt er durch die Berner Strassen als wären wir in Palermo.

Aber vielleicht bringt ja unser neues Eisfeld etwas New Yorker Romantik nach Bern? Schlittschuhlaufen unter glitzernden Sternenhimmel. Wie früher in der Eisdisco im Dorf. Das war etwas vom Schönsten, was der Dorfwinter zu bieten hatte. Aufregend, romantisch und abenteuerlich zugleich. Wir trugen zwar nicht luftige Kleider wie die Heldinnen aus «Sex and the City», sondern dick gefütterte Manchesterhosen und Zipfelmützen. Schön war's trotzdem. Vielleicht sogar schöner als auf einem New Yorker Eisfeld. Denn nirgends leuchten die Sterne heller als auf dem Land.

KULTUR & GESELLSCHAFT

eigentlich ist es, als ob

Von Peter J. Betts

■ «Eigentlich ist es, als ob wir mit einem Papiersack über dem Kopf lebten...»[1], eine Aussage, die ich, gestützt auf viele Beobachtungen meiner Mitmenschen in Alltagssituationen (und ehrlicherweise auch bisweilen gestützt auf Selbstbeobachtungen) sofort unterzeichnen würde. ‹Milchglas vor den Augen, Watte in den Ohren, chronisch versiegelte Nase› ist eine meiner bisherigen Metaphern, wenn ich etwa für mich einen jungen Mann skizziere, wie er im Bus sitzt, als sei das Autistenproduktionsgerät seit Geburt fest in seinem Kopf verankert, mit dem Kopf rhythmisch vibriert, weder die Frage der älteren Frau, die ihn höflich um einen Sitzplatz bittet, hört, noch das schöne Mädchen, das vor ihm steht, sieht, weder den Duft gerösteter Maroni, wenn sich die Bustüre neben dem Maronistand öffnet, noch den Furz des Hundes vor ihm riecht, noch merkt, dass die Frau jetzt an meinem Platze sitzt und das Mädchen den Sitz neben ihm von seinem Sitznachbarn erhalten hat und der Hund seine Hose interessiert beschnüffelt und hoffentlich dort bald das Bein heben wird, aber die feuchte Wärme dann wohl auch nicht spürt. Ich denke oft: Wenn wir nur im Dschungel lebten - eine menschliche Überbevölkerung der Erde würde nicht drohen, da die meisten längst vor der Geschlechtsreife gefressen würden, und das erst noch nicht gemerkt hätten. Vielen Tieren würde es dadurch auch besser gehen. Und überhaupt. Und dabei hätten die meisten von uns eigentlich fünf Sinne, einige sogar sechs... Aber Kevin Warwick stört es gerade, dass wir nur fünf (vielleicht sechs) Sinne haben und damit «höchstens fünf Prozent all dessen, was um uns herum passiert» und sogar die Welt in nur drei Dimensionen wahrnehmen können, weder Infrarot- noch UV-Strahlen sehen u.s.w. Mich stört es eher, dass wir nicht einmal unsere fünf (oder sechs) Sinne zu gebrauchen wissen oder dazu gewillt wären. Und deshalb bin ich mit seiner eingangs erwähnten Behauptung einverstanden, auch wenn ich sein zeitlich noch recht ferne liegendes (wie er sagt mindestens sechs, sieben Jahre) Ziel («ferne»: auch Zeithorizonte werden offenbar enger gesetzt) nicht unbedingt für vordringlich erstrebenswert halte: sein Supermensch, der digital mit den entsprechend implantierten Chips voll aufgerüstete «Cyborg», die perfekte Mensch-Maschine also, wird direkt von Hirn zu Hirn, von Hirn zu Computer oder Roboter kommunizieren können und so endlich die Welt vollstumfänglich begreifen. Sinnlich? Übersinnlich? Virtuell? Feinstofflich? «Der Supermensch ist unsere Zukunft», titelt das unten erwähnte Blatt auf der Frontseite und darunter steht, Kevin Warwick könne durch einen implantierten Chip «nicht nur Objekte mit reiner Gedankenkraft bewegen, sondern (sogar) mit seiner Frau via Gedanken kommunizieren.» Bewegen? Reine Gedankenkraft? (Was wird er wohl, falls das Endziel erreicht sein sollte, mit seinen schmutzigen Gedanken und deren Kraft anstellen? Oder wird er bereits in sechs bis sieben Jahren aller schmutzigen Gedanken verlustig sein?) Und wo ist denn die Grenzlinie zwischen Genialität und Verrücktheit? Ich weiss, dem wirklich Neuen hat sich das Mittelmass immer entgegengestellt, hat Genies verlacht, als Ketzer verbrannt oder sonstwie ruiniert. Wir wissen doch alle: die Erde ist eine Scheibe im Zentrum des Alls, der Mensch wird nie fliegen können und Warwicks Perspektive würde auch riesige notwendende Dimensionen erschliessen. Kommunizieren? Klar, der Junge im Bus braucht mit seiner Um- oder Mitwelt nicht zu kommunizieren, schon das fest im Ohr verankerte (aber: noch nicht implantierte!) Gerät gibt ihm alles, was er anscheinend haben will. Im Fischerlexikon (1976) steht unter Autismus: «(griech.) völliges Versunkensein in die eigene Gedankenwelt bei gleichzeitiger Absperrung gegen die Umwelt; besonders ausgeprägt bei Schizophrenie.» Anderswo wird von «rein ichbezogener Lebenseinstellung mit Überwiegen des phantastisch-traumhaften Innenlebens über die Betätigung mit und Anteilnahme an der Aussenwelt» gesprochen. Autismus entspringe «seelischer Überempfindlichkeit oder einfacher Gemütlosigkeit», und sei «oft Anzeichen eines schizoiden Temperamentes». Wie auch immer: Im Dschungel, im Urwald, in der Steppe, in der Wüste würde der Junge im Bus schlicht und einfach gefressen. Und nicht nur er kommuniziert nicht: All diejenigen mit ihren Handys in den Händen betreiben dort mit bewunderungswürdiger Daumenfertigkeit und manischer SMS-Fixation allerhöchstens Scheinkommunikation. Die Zahl der geist- oder inhaltsreichen SMS dürfte sich in Grenzen halten. Wozu im Bus riechen? Dass der Herr neben mir nicht nur eine alteingesessene Bierfahne schwingt, sondern auch sonst noch üblen Mundgeruch und untrügliche Zeichen der ganzkörperlichen Abstinenz gegenüber Wasser und Seife während der letzten vierzehn Tagen verströmt, oder dass viele um mich penetrant nach verschiedenen und zeitgemäss sehr aggressiven Vanillenoten stinken, soll ich all das wirklich wahrnehmen wollen? Segnungen meiner chronisch versiegelten Nase? Wozu im Bus zuhören? Um mich über plakativ-dümmliche, parteikonforme Klischees jedweder Provenienz zu ärgern? Wohltaten natürlicher oder künstlicher Ohrenpfropfen? Und Schauenwollen? Es gibt leider auch gute Gründe für Permamilchglas. Aber dennoch: Ich sehne mich nach einer Kultur, die Sehnsucht weckt nach dem Aktivieren aller fünf Sinne, um damit dem sechsten eine Chance zu geben, die Sehnsucht nach Kommunikation weckt - trotz oder wegen aller Möglichkeiten von Missverständnissen, Neugier nach dem Unergründlichen, dem nicht Wissbaren – und Ehrfurcht davor. Ich ziehe es vor, mich darin zu üben, die fünf Prozent des mit fünf Sinnen Wahrnehmbaren auch wirklich wahrnehmen zu können und mir mit meinem unzulänglichen Gehirn und dem zunehmend mangelhafter werdenden Gedächtnis über die übrigen fünfundneunzig Prozent Gedanken, Phantasien, Modelle zu schöpfen oder mit als solchen erkennbaren Hilfsmitteln und Werkzeugen in die Gefilde, die sich meinen Sinnen verschliessen, einzudringen. Aber mit Chip im Hirn direkt mit Maschinen verknüpft sein, damit ich, wie Herr Professor Warwick schwärmt, blitzschnell rechnen und dabei etwas anderes denken könnte? Als ob wir nicht ohnehin gleichzeitig viel zu viele Dinge zu tun vorgeben. Neigen wir als Einzelne und als Ganzes nicht schon zur Genüge zu Gespaltenheit? Den «äusserst langsamen und fehlerhaften Prozess...»[2] vermeiden durch Chips in unseren Gehirnen, über grenzenlose Speicherkapazitäten des Gedächtnisses verfügen und unsere Erinnerung «direkt downloaden» können? Welcher Chip bewahrt mich dann vor den Folgen meiner nachträgerischen Neigungen? Ich bin jedem und jeder so dankbar, wenn er oder sie das Schlechte, das ich ihnen angetan habe vergessen, dass ich ihnen gerne verzeihe, wenn sie auch ein bisschen Gutes vergessen. Ich zweifle keinen Moment, dass die von Kevin Warwick skizzierten «neuen Wege der Kommunikation» erschlossen werden, nicht zuletzt, weil auch das Militär bereits sein Interesse an der Forschung durch finanzielle Beiträge bekundet. Wen wundert das? In sechs oder sieben Jahren? Wer will denn ewig leben?[3]

[1] [2] «Lexikon der Philosophie», 19. Auflage, 1974; Angabe des Erscheinungsjahres, weil inzwischen die Psychiatrie sicher eine politisch korrektere Terminologie für den gleichen Sachverhalt gefunden haben wird.

[3] «Heute tauschen wir uns aus, indem die elektrischen Signale in meinem Gehirn in mechanische Signale, unsere Sprache, umgewandelt werden. Diese wiederum muss das Gehirn meines Gegenübers in elektrische Impulse zurückverwandeln.»

CARTOON

www.fauser.ch

VON MENSCHEN UND MEDIEN

werbung: die einzig wahre amtssprache...

Von Lukas Vogelsang – **...oder wie man ein Amtsblatt von Amtes wegen missbraucht**

■ Ich bin entrüstet: Wir alle kennen diese lästigen Werbezeitungen, welche uns täglich in den Briefkasten gesteckt werden und welche wir ohne zu lesen aufs Altpapier knallen. Zum Glück gibt es die Werbestopp-Kleber. Doch bewahre: Genau diese werden jetzt ausser Gefecht gesetzt. Die Post sucht weitere Geldquellen und bietet vermehrt die Werbedistribution über den Pöstler an. Denn personifizierte Werbung muss in den Briefkasten – mit oder ohne Werbestopp-Kleber. Das sei ihr Auftrag, kontert die Post und zählt die eingenommenen Fränkli. Doch das ist nochmals eine ganz andere Geschichte.

Der Stadtberner «Anzeiger» wurde bisher durch Verträgerorganisationen verteilt. Diesen MitarbeiterInnen konnte man problemlos mitteilen, dass man die Werbezeitung nicht wünsche – mit Respekt wurde dieser Wunsch berücksichtigt. Zugänglich war diese Zeitung immer für alle, wenn man wollte. Doch der Berner «Anzeiger» will jetzt plötzlich mehr.

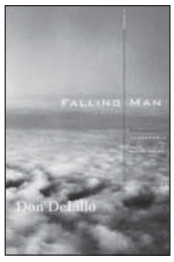
Als eine der einzigen Zeitungen in der Schweiz druckt der «Anzeiger» zweimal die Woche 140'000 Exemplare – wohlwissend, dass jeweils nur 110'000 LeserInnen den «Anzeiger» wahrnehmen. Über den Daumen werden also 60'000 Zeitungen pro Woche direkt fürs Altpapier produziert – das entspricht ungefähr zwölf Palletten Zeitungen. Der Rest folgt zwei Minuten später ins Altpapier, nach dem Durchblättern. Unter dem Deckmantel «Amtsblatt», dessen Inhalt in der Gesamtausgabe (also Stadt- und Regionsanzeiger) mit allen Gemeinde-News nicht mehr als zehn Seiten Platz einnimmt, füllt der «Anzeiger» den Rest der 32 Seiten mit 22 Seiten Werbung - und dies im Namen der Stadtregierung. Der Berner «Anzeiger» verspricht auf seiner Webseite: «Dieses wird als einziges Organ zu 100 % an alle Haushaltungen, Firmen und Verwaltungen kostenlos verteilt.» So, so. Das klingt doch gar nach missbrauchtem Amtsauftrag, denn dieser Satz steht unter Werbung für die Werbung und nicht bei den amtlichen Mitteilungen - ist also nur ein Verkaufsargument.

Per Festtagskarte, schlicht und unsichtbar, informierte der Berner «Anzeiger» kurz vor Weihnachten die Bevölkerung mit einer üblen Paragraphensammlung über den neuen Zustand: Ab 2008 gibt es kein Entrinnen mehr – auch SIE werden den «Anzeiger» lesen müssen! Der Geschäftsführer Christof Ramseier schreibt in einer Stellungsnahme: «... ist der Anzeiger Region Bern das amtliche Publikationsorgan der Stadt Bern und der beteiligten Verbandsgemeinden (Art. 17 Publikationsgesetz, PuG, BSG 103.1). Aufgrund seiner amtlichen Funktion ist er zwingend sämtlichen Haushalten im Verbandsgebiet kostenlos zuzustellen (Art. 6 Abs. 2 Verordnung über die Amtsanzeiger, AnzV, BSG 103.21). Im Rahmen der gesetzlichen Vorgaben enthält der Anzeiger Region Bern im nichtamtlichen Teil verschiedenartige Beiträge, Inserate und Werbung. Entsprechendes gilt für die Beilagen (vgl. zum Ganzen Art. 7 ff. AnzV).» Im Klartext: Notfalls wird uns der Berner «Anzeiger» per Infusion eingeführt. Eine Beschwerdeadresse liess man klugerweise gleich weg – wohlwissend, dass die Bernerinnen nicht mehr im 18. Jahrhundert stehen und im Jahr 2008 mit fünf Gratiszeitungen pro Tag nicht mehr hinter dem Mond leben. Irritierend bleibt der Umstand, dass die Anzeigerverordnung bereits seit 1993 gilt – aber bisher keine solchen Kampfansagen zu hören war... Geht es dem Berner «Anzeiger» finanziell so schlecht, dass er uns mit pöstlerischer Gewalt seine Existenz aufzwingen will?

Eines ist klar: Mit der amtlichen Information hat die ganze Geschichte nichts zu tun. Ich habe in meinen 35 Jahren den «Anzeiger» noch nie wegen amtlichen Mitteilungen benutzt oder vermisst. Vor vielleicht 15 Jahren suchte ich noch die Wohnungsinserate durch – doch diese sind durch die effizienteren und aktuelleren Internetdienste abgelöst worden. Wenn heutzutage die Hochwassersirenen erklingen, rennen wir nicht zum Amtsblatt, sondern müssen das Radio einschalten. Lustigerweise ist noch niemand auf die Idee gekommen, ein Radio pro Haushalt per Zwangsverordnung der Bevölkerung aufzuzwingen. Würde doch Sinn machen: Die BILLAG (Radio- und Fernsehgebühren) hätten ihre helle Freude daran, die Radiosteuer könnte man direkt den Steuern anrechnen.

In vielen Gesprächen und Recherchen in den letzten Monaten haben sich die Verantwortlichen in und um den Berner «Anzeiger» einheitlich und klar dazu geäussert, dass man diese Anzeigeverordnung nicht so genau nehme. Dies vor allem in Hinsicht auf die publizistischen Regeln (ausser amtliche Mitteilungen und Anzeigen darf der «Anzeiger» streng genommen nichts Schriftliches enthalten...). Die Verantwortlichen spekulieren absichtlich und willentlich: Man weiss, dass zu Beginn sich ein paar Stimmen wehren werden, danach wird es ruhig und die Einwände sind vergessen. Vergessen ist zum Beispiel, dass die im Oktober neu gestartete «Berner Kulturagenda» wegen der redaktionellen Beiträge streng genommen nicht dem «Anzeiger» beigelegt werden darf. Doch wer will schon Anzeige erheben? Wer möchte ein solches Projekt verhindern? Genau das ist der Punkt.

Doch unter diesen Umständen braucht dieses Land Beschwerden: Anzeiger Region Bern, Postfach, 3001 Bern oder info@anzeigerbern.ch. Gegen die Werbeflut empfehlen wir einen Blick auf die schön zusammengestellte Liste auf unserer Webseite (www.ensuite.ch) oder zum Schluss den klassischen Pöstlerwitz: Kaufen Sie sich einen bissigen Hund!



DeLillo, Don: Falling Man. Roman. Englisch. Scribner. New York, May 2007. ISBN-13: 978-1-4165-5721-0. Auf Deutsch erschienen bei Kiepenheuer & Witsch, Oktober 2007.

Schreiber, Daniel: Susan Sontag – Geist und Glamour. Biographie. Aufbau Verlag. Berlin 2007. ISBN 978-3-351-02649-3.

Vanderbeke, Birgit: Die sonderbare Karriere der Frau Choi. Roman. S. Fischer Verlag. Frankfurt am Main 2007. ISBN 978-3-10-087086-5.

Was lange währt, wird endlich gut
Don DeLillo: Falling Man. Roman.
Englisch.

■ Der lang ersehnte Roman DeLillos über 9/11 ist seit Oktober 2007 nun auch in Deutsch erhältlich. Wurde er im englischsprachigen Raum vermehrt negativ rezensiert, insbesondere deshalb weil der 70-jährige Don DeLillo mit seinen Protagonisten Keith und dessen Ex-Frau Lianne, die durch den Fall der Türme wieder zusammenfinden, eine sehr persönliche Geschichte ins Zentrum stellt, ist er im deutschsprachigen Raum überwiegend wohlwollend beurteilt worden. Möglicherweise deshalb, weil die Erwartungen an DeLillos Werk, an welchem er immerhin an die sechs Jahre geschrieben hat, deutlich andere waren.

DeLillo ist mit seiner Hauptfigur Keith ein Protagonist gelungen, dessen Fehlbarkeit nicht erst mit dem Fall der Twin Towers deutlich wird, ihn aber, zu Beginn gezeichnet mit einem Aktenkoffer in der Hand, umso menschlicher macht. Während sich Lianne in ihren Schreibseminaren aufopfernd um Alzheimer-Patienten kümmert, stellt Keith erst nach Tagen fest, dass es sich bei schon erwähntem Aktenkoffer nicht um den seinigen handelt. Nach Ausfindigmachen des wahren Besitzers beziehungsweise der Besitzerin beginnt er eine Affäre mit ihr, die insbesondere dadurch gespiesen wird, dass sie beide zu den Überlebenden des Unglücks gehören – «Fearless» lässt grüssen.

Nicht Männer mit dunklen Bärten, umwabert von Verschwörungstheorien, beheimatet in dunklen Hinterhöfen stehen hier im Mittelpunkt, sondern die Veränderung unserer Wahrnehmung an sich, welche nach den Ereignissen von 9/11 nicht nur in Amerika, dort jedoch ganz besonders, eingesetzt hat. DeLillo zeigt das Schicksal des Everyman, der zur falschen Zeit am falschen Ort war und dessen Leben nichtsdestotrotz weitergeht. Ein fulminanter Roman. (sw)

The Glitz
Daniel Schreiber: Susan Sontag – Geist und Glamour. Biographie.

■ Offenbar wurde dem jungen deutschen Journalisten Schreiber seine Arbeit an der Biographie Susan Sontags nicht leicht gemacht, deutlich wird dies an den kaum vorhandenen Zitaten Leibovitz' sowie anderen Weggefährtinnen und Gefährten Sontags, insbesondere ihrer Familie. Insofern ist es Schreiber umso höher anzurechnen, dass es ihm, wie schon sein Untertitel suggeriert, gelungen ist, Sontags Gratwanderung als Intellektuelle zwischen Geist und Glamour besonders zu verdeutlichen. Denn das hochbegabte Kind Susan Rosenblatt, welches bereits mit sechzehn Jahren ein Studium begann, mit siebzehn seinen Professor heiratete, um mit neunzehn einen Sohn zu gebären, wurde in den 60er Jahren zum intellektuellen IT-Girl Amerikas. Nach einem durch ein Stipendium ermöglichten Studienaufenthalt in Oxford und an der Sorbonne liess sie sich von ihrem Professorengatten scheiden, wobei die Abkehr von Rieff auch als Abkehr von einer akademischen Karriere an sich zu werten ist. Fortan sollte Sontag nicht nur als freie Intellektuelle von Erfolg zu Erfolg eilen, wobei der publizistische Erfolg sich jedoch nur selten als pekuniärer Erfolg erwies, sondern diesen auch mit wechselnden Partnern und Partnerinnen teilen.

Schreiber steht Sontag, wenn auch eine persönliche Annäherung weitgehend fehlt, nicht unkritisch gegenüber. So weist er ihr in vielen ihrer Interviews ein grosses Mass an Selbststilisierung bezüglich ihrer Recherche- und Arbeitstechnik nach, welches nicht nur in ihren Arbeitsbeziehungen, sondern auch in ihren Liebschaften zunehmend belastend wurde. Im Zentrum steht aber ihr vielschichtiges journalistisches und literarisches Vermächtnis, dass sie nicht nur als federführende Essayistin ihrer Zeit, sondern immer wieder auch als ernstzunehmende Romanautorin zeigte.

Daniel Schreibers Buch ist abgesehen von den bereits erwähnten Mängeln durchaus gelungen. Und gerade diese Lücken sind es, die es in Zukunft von weiteren Biographen und Biographinnen zu füllen gilt, vielleicht amerikanischer Herkunft. (sw)

Wo sich Fuchs und Hase Gute Nacht sagen
Birgit Vanderbeke: Die sonderbare Karriere der Frau Choi. Roman.

■ Die Chinesin Frau Choi verschlägt es zusammen mit ihrem Sohn Piet in einen der abgelegensten Winkel im Südwesten Frankreichs, an einen Ort, wo Häuser und Menschen im Winter eingemottet werden, um erst im Frühling wieder zum Vorschein zu kommen.

Legt sie zunächst lediglich einen Garten an, wo das aus ihrer Heimat bekannte Gemüse angepflanzt werden soll und mit ihm in Frankreich nie gesehene Schmetterlingsarten, folgt alsbald das Restaurant Bapguagup. Beinahe wird ihr Projekt durch das französische Militär beziehungsweise den Bürgermeister des Städtchens verhindert, doch sein plötzlicher Tod, der keine Fragen aufzuwerfen scheint, lässt Frau Choi freie Bahn.

Nicht nur kulinarisch, sondern auch architektonisch setzt Frau Choi neue Massstäbe, welche sich nicht nur auf ihr eigenes Grundstück beschränken, nein, auch vor denjenigen ihrer Nachbarn macht sie keinen Halt und alsbald ist die kleine Stadt M. nicht nur im Besitz verschiedener japanisch inspirierter Gästehäuser, auch eine Herberge darf sie ihr eigen nennen, denn das gesunde Kimchi macht M. bis über die Landesgrenzen hinaus bekannt. Vom neuen Boom profitiert nicht Frau Choi allein, auch das ortsansässige Gewerbe erlebt nie geahnten Auftrieb, sei es das Nussöl, die Ziegelei oder ein Buch über Werwölfe und weisse Frauen, das nun plötzlich in die zweite Auflage geht.

Der mysteriöse Tod des Stalkers Marc Dufetel, der der unentbehrlichen Kellnerin im Bapguagup Marie-Ange nachstellt, bedürfte weiterer Klärung, doch auch bei diesem zweiten Todesfall bleibt es bei einer Routineuntersuchung.

Birgit Vanderbeke ist auch mit diesem, wie üblich eher kleinen Roman, ein vergnügliches Buch gelungen. Die ihr so eigene sprachliche Leichtigkeit, der unnachahmliche Erzählton Vanderbekes, macht auch dieses Buch zu einer kleinen Perle, wenn auch das Ende, das kein wahrhaftiges ist, manchen Wunsch unerfüllt lässt. (sw)

STADT UND LAND

der alpenreport – wie menschen heute ihr leben morgen gestalten

Von Anne-Sophie Scholl Bild: zVg.

■ Zum Beispiel der Polo Poschiavo: ein Bildungszentrum rund um neue Medien in einem der drei abgelegenen Bündner Südtäler, im Puschlav. Nahezu ein Viertel der Leute, die im Tal wohnen, haben bereits einen Kurs im Zentrum belegt. Der Schreiner Gino Bongulielmi aus Brusio preist seither sein Übernachtunglager auf der hoch über dem Tal gelegenen Alp San Romerio im Netz an. Rund die Hälfte der Buchungen trifft mit elektronischer Post ein. Auch die Leiterin der «Tessitura Valposchiavo» erstellt nicht nur die Abrechnungen der verkauften Webereien im Computer. Neuerdings will sie die handgewobenen Stücke auch online vermarkten. Selbst in der bald 400-jährigen Institution des Nonnenklosters Monastero S. Maria Presentata delle Suore Agostiniane haben die neuen Medien Einzug gehalten: Die 6000 Bände starke Bibliothek ist heute elektronisch erfasst. Und auch der 81-jährige Luigi Gisep hat einen Kurs im Polo besucht: Seit 30 Jahren sammelt er Bilder aus der Geschichte des Tals und will nun sein historisches Gedächtnis ins Netz stellen.

Zu Hause mit der Welt verbunden Das Bildungszentrum war ursprünglich von der Universität Lugano als Pilotprojekt für Lehrerinnen und Lehrer angelegt. Unterrichtsmaterial, Fortbildung und gegenseitiger Austausch sollten jenseits von engen Bergstrassen und zugeschneiten Pässen über Online-Plattformen und Videomonitoring im Netz zugänglich werden. Mittlerweile ist das Bildungszentrum eigenständig organisiert und wird finanziell zu 75 Prozent von Bund und Kantonen getragen. Der Polo richtet sich heute an die breite Bevölkerung: Über das virtuelle Netz soll die Welt ins Tal gebracht werden – und das Tal in die Welt. Das Puschlav ist ein klassisches Beispiel für Abwanderung aus wirtschaftlichen Gründen. Viele ursprüngliche Bewohnerinnen und Bewohner kehren, wenn überhaupt, erst im Rentenalter wieder in ihre Heimat zurück.

Vernetzung konventionell Der Blick über das eigene Tal hinaus kennzeichnet auch die Landwirtschaftsvereine namens AMAP in Frankreich, die Associations pour le maintien d'une agriculture paysanne. Mitglieder der Vereine schliessen einen Vertrag mit einem Bauern und erhalten allwöchentlich einen Korb mit frischen Produkten geliefert – saisongerecht, biologisch und umweltverträglich, die nachhaltige Landwirtschaft fördernd. 26 derartige Konsumentengruppen gibt es heute rund um Grenoble, die grösste Stadt der Alpen. Rund 600 «Amapiens» werden allwöchentlich von vierzig Bauern mit einem Korb voll frischem Obst, Gemüse, aber auch Brot, Fleisch und Milchprodukten versorgt. Die Landwirtschaftsvereine organisieren für ihre Mitglieder Besuche auf dem Bauernhof, pflegen eine Vereinskultur und fördern den Austausch zwischen Produzenten und Konsumenten, die Verständigung von Stadt und Land. Die Nachfrage ist gross, wer Mitglied werden will, muss sich auf eine Warteliste setzen lassen. Viele der Produzenten sind allerdings Quereinsteiger und haben die Arbeit mit der Natur nach einem Leben in der Stadt aufgenommen.

Auslegeordnung des heutigen Wissensstandes Offenheit gegenüber der Welt und die Einbindung in Netzwerke ausserhalb der eigenen Gemeinde sind entscheidende Faktoren, um die soziale Handlungsfähigkeit zu stärken, so die Meinung der Experten einer kürzlich abgeschlossenen Studie über die Zukunft in den Alpen.

In der Studie haben Fachkräfte aus Wissenschaft, Planung und Praxis das bestehende Wissen zu den wichtigsten Themenkomplexe rund um den Alpenraum zusammengetragen: Wie müssen die Beziehungen zwischen Stadt und Land definiert werden? Welche Möglichkeiten gibt es, dem Klimawandel entgegenzuwirken? Wie können Naturschutz und Wirtschaft in Einklang gebracht werden? In Hintergrundberichten trägt der neue, dritte Alpenreport die Ergebnisse der Studie zusammen und bietet eine Auslegeordnung der heutigen Empfehlungen für die Gestaltung der Zukunft im Lebensraum Alpen. Reportagen über den Polo Poschiavo oder die AMAPs zeigen, wie Menschen im Alpenraum heute schon ihre Zukunft in die Hand nehmen.

Engagement für den Schutz der Alpen Die Comission Internationale pour la Protection des Alpes CIPRA setzt sich seit ihrer Gründung 1952 für eine nachhaltige Entwicklung im Alpenbogen ein. Die nichtstaatliche Dachorganisation sucht nach Wegen, wie sich wirtschaftliche, ökonomische und soziale Anliegen in dem Lebensraum von 14 Millionen Menschen in acht Staaten in Einklang bringen lassen. Die CIPRA versteht sich als Drehscheibe für Wissens- und Informationsaustausch, ausgewählte Initiativen unterstützt sie mit Wissenstransfer vor Ort. Auf Regierungsebene betreibt die CIPRA Alpenschutz von oben: Sie inspiriert und kontrolliert die Alpenkonvention, das internationale staatliche Vertragswerk zum Schutz der Alpen.

Das CIPRA-Projekt «Zukunft in den Alpen» sammelt die zentralen Fragen zur Zukunft in den Alpen und gibt präzise Antworten. Für Laien verständlich legt der dritte Alpenreport die Ergebnisse dieses Projekts vor. Reportagen über einzelne Initiativen im Alpenraum zeigen anschaulich heutige Schritte auf dem Weg in die Zukunft.

Buchhinweis:
Wir Alpen! Menschen gestalten Zukunft.
3. Alpenreport
Internationale Alpenschutzkommission CIPRA International (Hrsg.)
Haupt Verlag Bern, 2007
www.cipra.org

KLEINANZEIGEN

VORTRÄGE

«42´000km – 21 Länder – 1 Velo» – unterwegs von Argentinien nach Mexiko Diashow von Christian Stähli Eine ungewöhnlichen Reise. Eindrucksvolle Bilder. Bewegende Worte. www.schneckentempo.ch «Vier Räder bewegen einen Körper, zwei Räder bewegen meine Seele.» Abendkasse: CHF 22.-/20.-; bis 16 Jahren CHF 10.- Ticketreservation: **www. luedo.ch**

KURSE/MUSIK

Die neue Gelegenheit zum Singen in der Gruppe! Gesangsgruppe für afro-kubanische Lieder und Gesänge («Folklore und Santería») Donnerstagabend in Bern / Weissenbühl; Kontakt: R. Krähenbühl 031 372 64 33 **www.soluna.ch**

Neues Jahr? - Neue Musikerfahrung! Werkgruppe für afro-kubanische Rhythmen Conga und Kleinperkussion (Batá: für fortgeschrittene CongastudentInnen) Donnerstagabend in Bern / Weissenbühl; Kontakt: R.Krähenbühl 031 372 64 33 **www.soluna.ch**

Kleinanzeigen: Über unsere Webseite können die Kleinanzeigen für nur **Fr. 45.00** pro Monat aufgegeben werden. Dazu müssen Sie auf INSERIEREN und die Seite nach unten bewegen. Alles weitere steht da geschrieben...

Wir machen
aus Gedanken
Druck(kult)sachen.

fischer print

telefon 031 720 51 11
www.fischerprint.ch

fischer

ensuite
kulturmagazin

im ABONNEMENT

BE 1/08

Sie wissen nicht mehr wohin? ensuite - kulturmagazin im ABO lässt Sie Monat für Monat Kultur und Kunst entdecken (inklusive die Beilage ***art*ensuite**)!

- ❑ Ausgabe **Bern** ❑ Ausgabe **Zürich**
- ❑ Abonnement je Stadt Fr. 58.00
- ❑ Abo für Studierende / AHV / IV Fr. 32.00
- ❑ Ich möchte GönnerIn werden (ab Fr. 300.00)
- ❑ Ich möchte ein Abo verschenken. Hier mein Name, Adresse und Wohnort:

.....

.....

Vorname .....

Name .....

Adresse .....

PLZ / Ort .....

E-Mail .....

.....
Datum / Ort / Unterschrift

Ein Abonnement ist ab Rechnungsdatum für ein Jahr gültig. **Ohne Kündigung wird es automatisch um ein Jahr verlängert.** Bitte beachten: Kündigungsfrist ist **2 Monate** vor Ablauf des Abonnements.

Ausschneiden und Einsenden an:
ensuite - kulturmagazin | Sandrainstrasse 3 | 3007 Bern | Tel. 031 318 60 50 | **www.ensuite.ch**

NEU:
***art*ensuite** gibt's nur noch im Abonnement oder in Galerien & Museen. Ein Abonnement macht jetzt doppelt Sinn...